

Besprechungen

ALBERT FISCHER, **Das Bistum Chur, Bd. 1: Seine Geschichte von den Anfängen bis 1816**, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz und München 2017. ISBN 978-3-86764-807-3, 446 S., 252 Abb., zumeist in Farbe (darunter Karten und Diagramme).

Der Churer Diözesanarchivar Albert Fischer kann sich auf eine eindrucksvolle Zahl eigener einschlägiger Untersuchungen zur Vergangenheit „seiner“ Diözese stützen, die er nun in einer zweiteiligen Darstellung zusammenfasst und erweitert vorlegt. Der erste Band schildert die Entwicklung des wohl schon um 400 eingerichteten Bischofssitzes bis 1816. Dieses Jahr bedeutete auch einen zentralen Einschnitt in der Tiroler Kirchengeschichte. Die damals getroffenen neuen Grenzziehungen beendeten die mehr als 1000 Jahre bezeugte Zugehörigkeit des Vinschgaus hinunter bis zur Passer zur Diözese Chur.

Fischer bietet einen übersichtlich gegliederten und reich illustrierten Überblick über die Geschichte des Bistums, seiner Oberhirten, seiner kirchlichen Einrichtungen und vor allem der sich wandelnden religiösen Verhältnisse in einem Gebiet, das sich weitgehend mit der spätantiken römischen Provinz Raetia I deckt, und dessen Zentrum die Stadt Chur bildete. Vereinzelte Zeugnisse des Christentums reichen bis in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts zurück, aber erst drei Jahrhunderte später, in der karolingischen Epoche, beginnen die einschlägigen Quellen reichlicher zu fließen. Schon damals existierten oder entstanden die ältesten Klöster und Pfarrkirchen des Bistums, so auch im Vinschgau. Der Ausbau des weltlichen Herrschaftsbereiches der Churer Oberhirten vollzog sich im Rahmen der allgemeinen Entwicklung während des hohen Mittelalters, wobei auch die beiden wichtigen Churer Stützpunkte Churburg und Fürstenburg eine besondere Würdigung erfahren. Unter den in diesem Zeitraum neu begründeten, ausführlicher behandelten Klöstern befinden sich auch Marienberg und die Dominikanerinnenniederlassung Maria Steinach in Algund. Bei der Schilderung der spätmittelalterlichen Verhältnisse beschäftigt sich Fischer eingehender mit dem Klarissenkloster in Meran.

Im ausgehenden Mittelalter gefährdeten die zunehmenden Selbstständigkeitsbestrebungen der in Bündnen zusammengeschlossenen Gemeinden sowie der Stadt Chur die weltliche Herrschaft der Bischöfe. Deren fallweise Anlehnung an die benachbarten Habsburger hatte zur Folge, dass die Churer Oberhirten in die um 1500 heftig ausgebrochenen Konflikte zwischen den Eidgenossen und Bündnen einerseits und den österreichischen Fürsten andererseits zentral hineingezogen wurden. Dieser Gegensatz spielte sodann auch bei der Ausbreitung der Reformation in der Diözese Chur eine gewichtige Rolle. Die Bischöfe blieben dem alten Glauben treu; weite Teile ihrer Diözese wandten sich jedoch auf Dauer der Reformation zu. Die mit großer Intensität immer wieder neu ausbrechenden religiösen Gegensätze prägten entscheidend das Geschehen im 16. und 17. Jahrhundert, und sie führten zu einer

weitestgehenden Reduzierung des weltlichen Herrschaftsbereiches des Bischofs. Eingebettet in die allgemeine Entwicklung räumt Fischer der Schilderung der Bemühungen um die Erneuerung des katholischen Glaubens in der Diözese breiten Raum ein. Sie wurden im Sinne der Beschlüsse des Konzils von Trient vor allem getragen von den in der Seelsorge mit großem Einsatz tätigen Kapuzinern und von den Jesuiten sowie durch das Beispiel und die Energie des Kardinals Carlo Borromeo. Insbesondere die vom Verfasser gründlich herangezogenen Protokolle der zahlreichen Visitationen erlauben die Fortschritte nachzuzeichnen, die sich im Laufe der katholischen Erneuerungsbewegung allmählich ergeben haben. Eigene Abschnitte sind besonderen Erscheinungen dieser Zeit, wie der Ausbildung der Priester, aber auch den Hexenverfolgungen gewidmet.

Obwohl der Vinschgau von den politischen wie religiösen Spannungen zwischen dem Bischof und großen Teilen der Bevölkerung in seiner Diözese nur sehr am Rande betroffen war, finden sich auch in diesem letzten Abschnitt der Neuerscheinung detaillierte Ausführungen über dieses Gebiet: etwa über die Gründung und die Geschichte der Kapuzinerklöster in Meran und Schlanders und dann – im Rahmen der Erläuterungen der Josephinischen Kirchenpolitik – über die Aufhebung der Niederlassungen der Klarissen in Meran, der Dominikanerinnen in Algund, der Kartäuser in Schnals und der wenig bekannten Hieronymitaner auf dem Josephsberg bei Meran. Darüber sowie über die damals von der österreichischen Obrigkeit im Vinschgau neu eingerichteten Pfarreien hat sich im Churer Archiv umfangreiches, von Fischer anschaulich aufgearbeitetes Quellenmaterial erhalten. Dies gilt auch für die dann doch nicht verwirklichten Pläne Josephs II., die Diözesangrenzen in Tirol und Vorarlberg grundlegend neu zu bestimmen, was schon damals das Ende der Zuständigkeit des Bischofs von Chur in diesen Bereichen bedeutet hätte.

Die im Anhang gebotene Churer Bischofsliste, eine Zeittafel sowie Literaturangaben und Register sichern – zusammen mit der Vielzahl von aussagekräftigen Illustrationen von Baulichkeiten, Porträts von Persönlichkeiten, Dokumenten und Plänen – dem Werk von Albert Fischer nicht nur eine gebührende Aufmerksamkeit der Fachwelt, sondern auch die eines breiteren, an der Vergangenheit interessierten Leserkreises.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

Von Preußenland nach Italien: Beiträge zur kultur- und bildungsgeschichtlichen Vernetzung europäischer Regionen, hg. von MARK MERSIOWSKY / ARNO MENTZEL-REUTERS (Innsbrucker Historische Studien 30), Studienverlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2015. ISBN 978-3-7065-5401-5, 248 S., zahlr. Schwarzweißabb. und Farbteil.

Der in der Reihe „Innsbrucker Historische Studien“ erschienene und von MARK MERSIOWSKY und ARNO MENTZEL-REUTERS herausgegebene Band bringt die Ergebnisse einer Tagung, die die Universität Innsbruck mit der Historischen Kommission für West- und Ostpreußische Landesforschung im Mai 2015 in Innsbruck veranstaltet hat und die die Nord-Süd-Achse bzw. besser die Nordost-Süd-Achse in der Geschichte des Deutschen Ordens in den Blick nahm, d. h. Fragen aufgriff, die sich mit den unterschiedlichsten Beziehungen des Ordens und Preußens insgesamt

zu und in Italien auseinandersetzen. Innsbruck war dafür der ideale Standort, als Hauptstadt einer Region, die als wichtige Kontaktzone zwischen dem Norden und Süden Europas nicht nur geografisch von Bedeutung ist. Der Deutsche Orden hat sich in Tirol schon früh niedergelassen und mit den Kommenden in Lana, Schlanders, Lengmoos und Sterzing sowie mit seinem Hauptsitz in Bozen ein Zentrum seines Wirkens an diesem wichtigen Übergang in den Süden geschaffen. Zunächst ging es vor allem um die Sicherung des Weges ins Heilige Land; nach dem Fall Akkons 1291 und der Verlegung des Hochmeistersitzes nach Venedig blieb die Bedeutung dieser Route erhalten.

Den Anfängen der Ballei an der Etsch und im Gebirge geht UDO ARNOLD in seinem einleitenden Beitrag nach, wobei er vor allem die Frage ins Zentrum stellt, seit wann sie als Kammerballei direkt an den Hochmeister angebunden war. Seit dem 14. Jahrhundert ist das gesichert und nun sind auch die regelmäßigen Zahlungen des Kammerzinses fassbar. Finanzielle Probleme des Hochmeisters nach der Schlacht von Tannenberg 1410 korrespondierten mit finanziellen Engpässen der Ballei Etsch und führten zu Verkaufsplänen, gegen die sich die Ballei aber erfolgreich zu Wehr setzen konnte. Als das Hochmeisteramt mit jenem des Deutschmeisters zusammenfiel, behielt die Ballei insofern eine Sonderstellung als sie als „preußische Ballei“ galt und dem Deutschmeister quasi nur administrativ unterstellt war – wobei diese verwaltungstechnische Abhängigkeit in der Praxis ohne Bedeutung war.

Im zweiten Beitrag geht MARIE-LUISE FAVREAU-LILIE der Rolle und dem Wirken des Ordens in Venedig nach, wo sich nach dem Fall von Akkon die Hochmeisterresidenz bis zu ihrer Verlegung in die Marienburg befand. Die seit dem 13. Jahrhundert bestehende, allerdings örtlich wechselnde Niederlassung selbst war bis ins 16. Jahrhundert im Besitz des Ordens und eine frequentierte Unterkunft für deutsche Jerusalemepilger und Kreuzfahrer, was auch – zumindest fürs Erste – nach dem Weggang des Ordens so blieb. Nach 1309 lebten allerdings nur mehr wenige Deutschordensbrüder in Venedig, die meist finanziell sehr schlecht standen, zu den Venezianern nur marginal Kontakt hielten und in den ständigen Konflikten von Kaiser und Papst konträr zur venezianischen Regierung standen.

Das von Oswald Holder-Egger 1906 in den MGH publizierte Königsberger Fragment, das in Zusammenhang mit dem Investiturstreit und insbesondere mit Heinrichs IV. berühmtem „Gang nach Canossa“ als zentrales Dokument gilt, ist Thema des Beitrages von ARNO MENTZEL-REUTERS und PRZEMYSŁAW NOWAK, wobei es ihnen vor allem um die Provenienzgeschichte der im Zweiten Weltkrieg verschollenen und vor Kurzem in der Universitätsbibliothek Thorn wieder aufgetauchten Handschrift geht.

WERNER PARAVICINI untersucht die gesamteuropäische Dimension des Deutschordens-Radius anhand einer heraldischen Besonderheit. Im Wappen der Florentiner Patrizierfamilie der Albizzi befindet sich im Schildhaupt ein Schwarzes Deutschordenskreuz auf Silber, das von Maso degli Albizzi († 1417) eingeführt und von seinen Nachkommen übernommen wurde. Dieser Maso war eine umtriebige Persönlichkeit, die den Ritterorden auf einer Preußenfahrt 1388 kennenlernte und Aufnahme fand. Wieso es aber möglich war, dass er das Kreuz in sein Wappen aufnehmen durfte, ist letztlich nicht schlüssig erklärbar, da dieser Fall einzigartig ist.

Dieser Beziehung einer italienischen Familie zum Deutschen Ritterorden stellt der nächste Beitrag von TERESA BORAWSKA preußische Interessen in Italien gegen-

über. Ihr Beispiel sind preußische Jurastudenten, die an italienischen Universitäten studierten: wie viele waren es, von welchem sozialen Hintergrund ist auszugehen, wie groß war der Bedarf an Juristen in Preußen, wer finanzierte die Stipendien und wie lange betrug im Durchschnitt die Studiendauer? Die Ausführungen werden durch eine Liste der identifizierten preußischen Studenten, die an einer oder mehreren italienischen Universitäten Jus studiert hatten, ergänzt.

Dass Enea Silvio Piccolomini recht enge Beziehungen zum Deutschen Orden in Preußen hatte, ist ein weniger bekanntes, aber ein interessantes biographisches Detail. In seinem zweiten Beitrag geht ARNO MENTZEL-REUTERS auf die Erfahrungen ein, die der spätere Papst Pius II. als päpstlicher Gesandter und Bischof von Ermland/Heilsberg mit dem Deutschen Orden machte. Auch als Papst hat er noch Preußen unterstützt. Seine während der Ermländer Zeit erworbenen Kenntnisse von Land und Leuten behandelt Pius II. in seiner Weltbeschreibung, deren zweiten Teil „Europa“ er aber nicht mehr fertigstellen konnte. Litauen und Preußen kommen vor, ebenso natürlich eine Beschreibung des Deutschen Ordens. Die Darstellung hat sehr stark den Charakter einer gewachsenen, aufgrund von Notizen zusammengestellten Sammlung an Eindrücken.

Im nächsten Beitrag geht es um ein kodikologisches Thema, das im weitesten Sinn mit Tirol und dem Deutschen Orden zu tun hat. MARK MERSIOWSKY berichtet über einen Handschriftenfund im internationalen Kunsthandel und gibt aufschlussreiche Einblicke in diesen Sammlerbereich, der der Forschung allerdings den Zugang nicht immer leicht öffnet. Besagte Handschrift ist mittlerweile verkauft und liegt dem Autor nur unvollständig in Fotos von 20 Seiten vor. Sie entzieht sich damit einer eingehenderen Beschreibung, lässt aber zumindest ein paläographisches Urteil und vor allem eine inhaltliche Bestimmung zu. Daraus ergibt sich einerseits, dass der Text in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein muss, und dass es sich um ein lateinisches Brevier mit Kalender und Texten zur Marienverehrung handelt. Ein Kirchweiheintrag informiert, dass der Kalender im Bereich der Diözese Brixen zu lokalisieren ist, und zwei weitere Beiträge weisen zusätzlich auf Zusammenhänge mit dem Deutschen Orden und seiner Niederlassung in Sterzing hin.

Der folgende Beitrag von STEFAN SAMERSKI wechselt wieder nach Preußen und geht dem bisher zu wenig beachteten Wirken der Jesuiten im ehemaligen Hauptsitz des Hochmeisters auf der Marienburg in Königsberg nach. Zur Blüte sind die Bemühungen nie gekommen, dennoch haben sich die Jesuiten mit bescheidenen Mitteln und mit wenig Rückhalt von Seiten des großteils protestantischen Stadtpatriziats um den Erhalt der Baulichkeiten, um ihre seelsorglichen Pflichten und um die Aufrechterhaltung der Erinnerung an die Hochzeit des Deutschen Ordens in Königsberg gekümmert.

Den durchaus interpretierbaren und diskutierbaren Bezug der Ballei an der Etsch und im Gebirge zur Tiroler Landstandschaft und zum Tiroler Landesfürsten auf der einen Seite und dem Hochmeister auf der anderen Seite thematisiert ELLINOR FORSTER in ihrem vor allem auf das 18. Jahrhundert bezogenen Beitrag. In den jeweiligen Positionierungsversuchen ging es in erster Linie um die Frage, wem die Ballei zugehörig sei, direkt dem Hochmeister oder dem Tiroler Landesfürsten, dem – wie argumentiert wurde – schon seit dem 16. Jahrhundert Reverse ausgestellt wurden. Die Frage war umso drängender, als landfremde Komture dem heimischen Adel seine Karriereplattform im Deutschen Orden zu entziehen drohten.

Einer schillernden Persönlichkeit in der deutschen Historiographie ist der Beitrag von BERNHART JÄHNIG gewidmet. Ferdinand Gregorovius war gebürtiger Preuße, verbrachte aber viele Jahre seines Lebens in Italien, das er in zahlreichen historischen Arbeiten und Reisebeschreibungen literarisch und für einen weiten Leserkreis festhielt. Seine Lebensleistung war aber die achtbändige Geschichte Roms im Mittelalter, die ihm die Anerkennung der Wissenschaft und – was er offenbar mehr wertschätzte – die Ehrenbürgerschaft der Stadt Rom einbrachte.

Der Italienbezug Immanuel Kants, der bekanntlich ebenfalls aus Preußen stammte, ist weniger deutlich und vor allem in seiner wissenschaftlichen Rezeption zu verorten. Innerhalb der jüngeren italienischen Philosophietradition hat Kant einen zentralen und auch bestens erforschten Platz, wie GISELA SCHLÜTER in ihrem Beitrag klarlegt.

Die schöne Vielfalt der Beiträge, die der gewährten thematischen Freiheit innerhalb des großen Rahmenthemas zu danken ist, hinterlässt eine Ahnung, wie ergiebig und vielschichtig Fragen nach Beziehungszusammenhängen sein können. Der Tagungsstandort Innsbruck bot sich an, einmal fokussiert das Verhältnis für Preußen und den Deutschen Orden zu Italien – und umgekehrt – zu betrachten und vor allem kultur- und bildungsgeschichtliche Fragen in den Vordergrund zu stellen. Die Ergebnisse sind gleichermaßen unerwartet wie aufschlussreich. Lediglich die Kriterien für die Anordnung der Beiträge im Band erschließen sich nicht allzu leicht.

JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS, Innsbruck

MICHAEL FORCHER, **Erzherzog Ferdinand II. Landesfürst von Tirol: Sein Leben. Seine Herrschaft. Sein Land**, Haymon Verlag, Innsbruck/Wien 2017. ISBN 978-3-7099-7293-9, 320 S. mit zahlr. Schwarzweißabb., Faksimiles und Karten.

Der Anlass zu dieser vom Tiroler Historiker und Publizisten Michael Forcher vorgelegten Biografie waren das 450. Jubiläum des Einzuges von Erzherzog Ferdinand II. von Habsburg in die Tiroler Residenzstadt Innsbruck im Jahr 1567 und die Tatsache, dass die bisher einzige biografische Arbeit über diesen Landesfürsten von Josef Hirn vor 150 Jahren verfasst wurde. Zweifelsfrei ist der Bedarf einer dem neuesten Stand der Forschung entsprechenden Aufarbeitung des Lebens und Wirkens dieses Tiroler Landesherrn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegeben. Ob das vorliegende Werk diese Lücke zu schließen vermag – dies sei gleich vorweggenommen – ist allerdings zu bezweifeln.

Das Buch beginnt mit einem einleitenden Überblick über das Leben und die Situation in Tirol bei Ferdinands Ankunft mit Hinweisen auf den Bauernaufstand von 1525. Das erste Drittel des Bandes ist Ferdinands Kindheit in Innsbruck, seiner Zeit als Statthalter von Böhmen und seiner Beteiligung am Türkenkrieg sowie der morganatischen Ehe mit Philippine Welser gewidmet. Der Mittelteil beleuchtet, nur sehr knapp auf die zweite Ehe mit Anna Caterina Gonzaga eingehend, den Alltag auf Schloss Ambras und Ferdinands Kampf gegen die sich ausbreitende Reformation in Tirol. Der letzte Teil widmet sich der so genannten „Außenpolitik“, der Kunstpatronage und der Versorgung der Kinder, wobei hier ausschließlich auf die nicht nachfolgeberechtigten Söhne aus der ersten Ehe eingegangen wird; die (standesgemäße) Tochter Anna, die in ihrer – wenn auch kurzen – Wirkungszeit an der Seite von Kaiser Matthias – ihrem Vater gleich – als Verfechterin der Gegenreformation im

Heiligen Römischen Reich auftrat, wird nur am Rande erwähnt. Die Kapitel über Tod und Nachlass Ferdinands schließen das Werk ab.

Ziel des Autors ist es, eine „moderne“, „leicht lesbar[e] und allgemein verständlich[e]“ Biografie „auf wissenschaftlicher Grundlage“ zu schreiben. „Historisch Neues zu entdecken“ war – so der Verfasser – „nicht zu erwarten“ (Vorwort, 1). Wenngleich dem Autor zuzustimmen ist, dass Josef Hirns quellenbasierte zweibändige Biografie zum Teil immer noch als nicht überholt gilt, so wäre die Berücksichtigung der seitdem erzielten Forschungsergebnisse zum kulturellen Austausch zwischen Tirol und Italien bzw. dem restlichen Heiligen Römischen Reich, zu Klientelismus und Patronage – Ferdinand war schließlich Pensionär Philipps II. von Spanien, wie Friedrich Edelmayr in „Söldner und Pensionäre“ 2002 festgestellt hat –, zum Hof als Kommunikationsort und zum Handlungsspielraum von Fürstinnen wünschenswert gewesen, zumal einige dieser Studien in der weiterführenden Bibliografie angeführt sind. Das Buch richtet sich, wie in einer Anmerkung zu den Zitaten erläutert, „nicht in erster Linie“ (7) an ein wissenschaftliches Publikum. Folglich sind die wörtlichen Zitate sprachlich dem modernen Deutsch angepasst oder übersetzt worden und es finden sich keine Quellenangaben. Auch die hinten angeführte Bibliografie lässt – neben Hirns Biografie als alleiniger Grundlage – keine Schlüsse über die tatsächlich herangezogene Literatur zu. Quantitative und qualitative Angaben und Behauptungen, wie jene (nicht nachvollziehbaren) über den „großen“ Hofstaat von Anna Caterina Gonzaga oder ihre „wenigen“ Reisen (156f.) benötigen nicht nur Belege, sondern auch Richt- und Vergleichswerte mit anderen Fürstinnen der Zeit.

Im Zeitalter von belesenen Hobby-HistorikerInnen, Geschichtestudierenden im zweiten Bildungsweg, Citizen-Science-Initiativen, archiverprobten HeimatchronistInnen und FamilienforscherInnen ist es – im Erachten der Rezensentin – nicht mehr zeitgemäß, selbst einem interessierten Laien das Interesse für die Quellen abzusprechen oder unter dem Vorwand der besseren Lesbarkeit die Kriterien guter wissenschaftlicher Praxis zu ignorieren. Wenn die Frage offenbleibt, woher eine Information kommt, wo man sie prüfen und vervollständigen kann, dann ist das Werk nicht „gut lesbar“.

Verzichtet der Autor einerseits auf Quellen- und Literaturangaben, um die nicht-wissenschaftliche Leserschaft nicht zu überfordern, so setzt er andererseits die Kenntnisse der Hofstruktur und der darin verankerten Funktionen, z. B. des Obersthofmeisters Dario von Nomi (nicht „Nome“, 142), und die Geläufigkeit von Begriffen wie „Merkantilismus“ (182) voraus.

Des Weiteren fallen einige Erläuterungen in der Arbeit als stark verallgemeinernd und zum Teil spekulativ auf. So wird z. B. behauptet, dass Ferdinands zweite Ehefrau, die zur Zeit der Hochzeit 16-jährige Anna Caterina Gonzaga, noch in Mantua mit dem Erlernen der deutschen Sprache begonnen habe und die ihr von Ferdinand bereitgestellten Tiroler Hofdamen auch Italienisch sprachen (144). Belegt ist allerdings, dass beim Empfang der Braut in Innsbruck gedolmetscht werden musste und sie noch bei der Niederkunft ihres ersten Kindes die Anwesenheit der Mutter erbat, mit der Begründung, dass am Innsbrucker Hof niemand Italienisch sprechen würde. Die Feststellungen über den fehlenden geistlichen Nachwuchs in Tirol, die „triste[n] Situation des Klerus“, das „katastrophal[e] [...] Bildungsniveau“ (196) bedürfen ebenfalls einer Ausdifferenzierung und entsprechender Quellenbelege. Auch die Behauptung, „der diplomatische Verkehr zwischen der Innsbrucker Regierung und

den Behörden der drei Herzogtümer in Ober- und Mittelitalien ging über das übliche Maß nicht hinaus, es gab ja kaum Probleme, die zu klären oder zu regeln waren“ (227), muss in jeder Hinsicht relativiert werden. Gerade mit den Herrscherhäusern in Ferrara und Mantua gab es einen intensiven Schriftverkehr, regelmäßigen diplomatischen Austausch, persönliche Kontakte in Form von Besuchen und das reziproke Bemühen, durch verschiedene Aspekte kulturellen Austausches und von Patronage ein starkes Netzwerk zu bilden. Die italienischen Fürsten wiederum bedienten sich des Einflusses Ferdinands für die dringend benötigte Fürsprache am Kaiserhof.

Forchers Feststellung, „mit der großen habsburgischen Weltpolitik hatte ein Landesfürst von Tirol und den Vorlanden nichts zu tun. Mit der europäischen Politik nur ein bißchen“ (210), unterschätzt Ferdinands von Tirol aus geführten, in Teilen des Heiligen Römischen Reichs Resonanz findenden Kampf gegen die Glaubensspaltung, seinen über Europa hinausreichenden Kulturaustausch, das dichte Kommunikationsnetz des Fürsten oder seine Bewerbung um den Thron von Polen.

Wenn schließlich im Kapitel über Ferdinands „Außenpolitik“ festgehalten wird, dass „Privates und Politik [...] sich auch und besonders bei den Bemühungen Ferdinands um eine entsprechende Versorgung seiner Söhne [vermischten]“ (230), dann handelt es sich hier um einen Anachronismus, um eine Distinktion von „privat“ und „öffentlich“, die zu dieser Zeit noch nicht existierte und die sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte.

Dies berücksichtigend kann die vorliegende Biografie als eine handliche, vereinfachte, unterhaltsame, aber der wissenschaftlichen Praxis nicht entsprechende Zusammenfassung von Josef Hirns „Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder“ bezeichnet werden.

ELENA TADDEI, Innsbruck

BARBARA STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia: Die Kaiserin in ihrer Zeit. Eine Biographie, C.H. Beck, München 2017, 2., durchgesehene Auflage. ISBN 978-3-4066-9748-7, 1083 S., 32 unpag. Bildtafeln, 82 z. T. farb. Abb., 1 Karte, 3 genealog. Tafeln.

Ein preisgekröntes, schon kurz nach der Veröffentlichung in zweiter Auflage erschienenes Buch über eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte zu besprechen, ist keine leichte Aufgabe. Einer großen Herausforderung hat sich aber auch die Autorin gestellt, denn ein Thema zu bearbeiten, dessen sich bereits so viele angenommen haben und das die meisten zu kennen glauben, ist schwieriger als ein erstes Vordringen in bislang weitgehend unbekanntes Gelände – umso mehr, wenn der Anspruch der ist, nicht die bestehende, im Wesentlichen im 19. Jahrhundert unter dem Eindruck der Krise der Habsburgermonarchie entstandene Meistererzählung fortzuschreiben.

Die reine Darstellung umfasst 855 + 20 Seiten (der mit römischen Zahlen nummerierte *Prolog* zu theoretisch-methodischen Fragen, zugleich Kapitel 1, ist mithin integrierender Teil der Darstellung). Dazu kommen 134 Seiten Anmerkungen, 63 Seiten Quellen und Literatur, ein drei Seiten umfassendes Glossar (meist fremdsprachiger) Originalzitate, sechs Seiten genealogische Tafeln und ein 14-seitiges Personenregister.

In der Benennung der 15 Großkapitel treffen sich traditionell anmutende Formulierungen wie *Erbfolgekrieg* oder *Reformen* mit solchen, die innovative Zugänge und das Bedürfnis zu Analyse und Interpretation auf hohem Abstraktionsniveau erkennen lassen, wie *Körperpolitik*, *Distinktionen und Finessen*, *Das Kapital der Dynastie*, *Das Fremde im Eigenen* oder *Der Herbst der Matriarchin*. Jeweils mehrere, ebenfalls hervorragend überschriebene Unterkapitel verleihen der Arbeit eine kristallklare Struktur. Im induktiven Verfahren, häufig von der Beschreibung eines der klug gewählten Bilder (die an vielen Stellen in den Fließtext eingebauten Schwarzweiß-Abbildungen stehen in ihrem Aussagewert den prächtigen, zu Blöcken zusammengefassten Farbtafeln nicht nach) ausgehend, werden nach dem Prinzip der Steigerung Ergebnisse herbeigeführt, die sich in grundlegenden Sätzen entladen – eine kompositorische Leistung, die das Gewicht der Aussagen noch erhöht.

Die Randkapitel nennen sich einfach *Prolog* bzw. *Epilog*. Die dadurch hergestellte Assoziation der Meisterwerke klassischer (auch schöner) Literatur mit höchsten Ansprüchen ist legitim, denn bei dem Buch handelt es sich um nicht weniger als eine jener ganz großen Synthesen, die nicht nur dem eigentlichen Sujet gelten, sondern in denen sich ein Lebenswerk verdichtet. Barbara Stollberg-Rilinger besitzt eine Vertrautheit mit der Frühen Neuzeit, die ihr auch unter den Großen der Zunft Einzigartigkeit verleiht; ihre aus neuen Zugängen gewonnenen grundsätzlichen Erkenntnisse werden von künftigen Historikergenerationen kaum ignoriert werden können. Seit Jahrzehnten richtet sich ihr Blick auf strukturelle Faktoren im weitesten Sinn, mit einem Schwerpunkt auf den Wesenszügen des Heiligen Römischen Reichs, auf Symbolen und Ritualen, auf der Kultur-, aber auch auf der Rechtsgeschichte, auf den informellen Beziehungen der Akteure und den (ungeschriebenen) Spielregeln der Politik. So ist es die gleichsam „gerechte“ Belohnung, dass es ihr, an der Schwelle zum siebten Lebensjahrzehnt, vergönnt war, ihr Können und ihre Reife auch einmal an einer großen Persönlichkeit zu entfalten, bei der unzählige Fäden zusammenlaufen. Man spürt in jeder Zeile, dass es für sie, überdies eine Meisterin der Prosa, geradezu eine Notwendigkeit war, dieses Buch zu schreiben, in dem packende Erzählung und subtile Analyse in angemessenem Verhältnis einander ergänzen: Eine seltene Kombination höchsten wissenschaftlichen Niveaus und hervorragender Lesbarkeit.

Wie alle Arbeiten der in Münster lehrenden Historikerin dokumentiert auch die Maria-Theresia-Biographie eine Faszination am Andersartigen älterer Epochen, die eine monumentalische, die Unterschiede zwischen Vergangenheit und Gegenwart einebnende teleologische Geschichtsschreibung – etwa im Sinn der zehnbändigen Biographie des Alfred Ritter von Arneth (1819–1897), an der sich die gängige Meistererzählung orientiert – ablehnt. Der von Stollberg-Rilinger reklamierte ethnologische Blick (äußerlich erkennbar an vielen nahtlos in den Text eingebauten Originalzitate, die, ähnlich dem raffinierten Titelporträt, eine Art Verfremdungseffekt haben sollen) ist allerdings kein Hindernis für jenes hohe Maß an Empathie, das den guten Historiker eben auch ausmacht – und, gerade beim Genre Biographie wichtig, keineswegs gleichbedeutend mit Sympathie ist (aber auch nicht, bei aller Kritikbereitschaft, mit Antipathie). Auch liegt ein eindrucksvoller Beleg dafür vor, dass Erklären und Verstehen einander nicht ausschließen, die hermeneutische Methode nicht entbehrlich geworden ist. Stollberg-Rilinger beherrscht ihr Metier souverän und erzielt derart sichere Ergebnisse, dass sie (fast) ganz ohne explizite Urteile auskommt – auch wenn sich der Leser solcher natürlich nicht enthalten kann. Selbst wenn sie bei Maria The-

resia insgesamt inkohärentes Handeln (oder heftige Spannungen in ihrer Familie) feststellt, ist dies nicht Zensur, sondern einfach die Benennung von Sachverhalten, die als solche zur Kenntnis zu nehmen sind, unabänderlich und der Verfügung des Einzelnen entzogen wie die Geschichte selbst, doch deshalb nicht minder wertvoll in Hinblick auf die menschliche Erkenntnis. Die Biographie will ja weder Lehrbuch der Moral sein noch eine Identifikationsfigur vorstellen.

Der Untertitel, *Die Kaiserin in ihrer Zeit*, klingt bescheiden-traditionell, verdiente allerdings eine Präzisierung, denn Maria Theresia wird nicht innerhalb eines als bekannt vorausgesetzten, gleichsam „fertigen“ Rahmens präsentiert, sondern es soll über sie auch ihre Zeit besser verständlich werden, eine Dialektik also von Person und Struktur, Teil und Ganzen, dem Gedanken verpflichtet, dass sich jeder Sachverhalt in einem Kontext, auch aus dem Kontrast heraus, besser darstellen lässt als isoliert, dass sich aber auch der Kontext durch alles, was sich in ihm tut, verändert (also wieder Hermeneutik, nach Gadamer). Dazu kommt die gerade dem Genre Biographie eignende Möglichkeit, viele Lebensbereiche, mithin Einzelthemen historischer Forschung, an einem Punkt zusammenlaufen zu lassen und auf diese Weise sonst nicht beachtete Analogien und Reziprozitäten sichtbar zu machen – für Stollberg-Rilinger nicht zuletzt eine Chance, die Quintessenz ihrer Forschung noch klarer zu formulieren, als man es von ihr ohnedies gewohnt ist.

In ganz reiner Form ist der ethnologisch-mikrogeschichtliche Blick freilich nicht umsetzbar, schon deshalb, weil Stollberg-Rilinger ihre bereits mitgebrachte profunde Kenntnis des allgemeinen Rahmens schlichtweg nicht leugnen kann – selbst wenn sie es wollte. Diese verleiht ihr jene sichere Hand, die es braucht, um in der Fülle der vorhandenen Informationen und unbeeindruckt von den gängigen Interpretationen genau jene Details zu orten, deren historische Relevanz größer ist als die anderer. Hier liegt der Grund, warum Stollberg-Rilinger nicht nur eine Vielzahl gedruckter Quellen neu las, sondern auch – bei längst etablierten Professoren bzw. Verfassern großer Synthesen keineswegs die Regel – auch noch den Weg ins Archiv suchte. So gewann die deutsche Historikerin jenen Durchblick, den ihr die zahllosen, wenn auch in ihrer Art und mit Blick auf die jeweilige Teil-Fragestellung unentbehrlichen Vorarbeiten österreichischer Kollegen nicht gewährten.

Es übersteigt die Möglichkeiten einer Rezension, die Einzigartigkeit der wissenschaftlichen Leistung, die dieses Buch darstellt, auch nur annähernd zu würdigen; die exemplarische, fraglos subjektive Nennung einiger weniger Aspekte muss genügen. So werden etwa viele Züge von Maria Theresias Herrschaft, die heute befremden, wie beispielsweise die Hartnäckigkeit, mit der sie, ungeachtet des hohen Blutzolls, Schlesien für sich reklamierte, ihr die Privatsphäre unzähliger Menschen berührender Kontrollwahn und die Neigung, über die Untertanen zu verfügen, aus der Überzeugung von der göttlichen Sendung als Herrscherin abgeleitet – entsprangen also, wie auch die Politik gegenüber Protestanten, Juden, „Zigeunern“ und Devianten, bester Absicht. Ihr Dauerkonflikt mit dem Sohn Joseph, der, anders als sein Vater, die Mitregentschaft in den Erbländern als juristische Grauzone entlarvte, gerinnt zum Ausdruck des Wechsels der Epochen von personaler Loyalität und herrscherlicher Gunst zu abstrakter Norm, von mütterlicher Liebe zu den Untertanen zu physischer Nähe zum Volk, zur Höherbewertung der Sache vor der Person, des formalen Rechts vor der Einzelnen gewährten Gnade, der modernen Pflichtethik vor der vor-modernen Tugendethik. Der Sohn teilte mit der Mutter auch nicht die selbstver-

ständige Annahme einer Interessenidentität von Dynastie und Reich. Sehr überzeugend sind die strukturellen Analogien von ständischer Gesellschaft und katholischer Heiligenwelt, und die Feststellung des Nebeneinanders einer jesuitisch geprägten öffentlichen und einer jansenistisch gefärbten privaten Religiosität erklärt so manche Unstimmigkeit. Die tiefen Einblicke in den Alltag der höfischen Gesellschaft, deren Mitglieder, allen voran die erzfürstlichen Kinder, als Personen ganz zurücktreten mussten, relativieren den Unterschied zu den häufig unter schlechten Bedingungen lebenden Untertanen. Ein besonders eindrücklicher Beleg der von Stollberg-Rilinger stets akzentuierten historischen Distanz ist die Aussage, dass bei Kriegen der Abstand zwischen Freund und Gegner weniger groß war als der zwischen hohen und niederen Ständen; befremdend auch, wie schnell Bündnisse wechseln konnten. Auf das wissenschaftliche Modewort „Gender“ ist die Kennerin der Frühen Neuzeit nicht angewiesen, denn Ansätze, die die für das 19. Jahrhundert charakteristische Definition der Geschlechterrollen erkennen lassen, ortet sie erst gegen Ende von Maria Theresias Leben.

In einer Arbeit solchen Formats nach Tirol-Bezügen zu suchen, ist fast peinlich. Trotzdem sei nicht verschwiegen, dass der ulkige „Hoftiroler“ Peter Prosch zu einer ernstgenommenen Quelle aufrückt und dass mitunter auch die Beispiele, die zu grundlegenden Aussagen hinführen, aus Tirol kommen, so das Faktum der Landstandschaft der (bäuerlichen) Vertreter der Gerichte oder die Karfreitagsprozessionen als Zeugnisse der Pervertierung barocker Frömmigkeitspraktiken. An Fakten sind die 1765 in Innsbruck gefeierte Hochzeit des nachmaligen Kaisers Leopold, der Tod von Maria Theresias kaiserlichem Gemahl und die Gründung des Damenstifts zu nennen. Es wird Aufgabe der Landesgeschichte sein, die Ergebnisse auf diese Ebene herunterzubrechen: Stollberg-Rilingers Einsicht, dass sich eingewurzelte Selbstverständlichkeiten durch Dekrete von oben nicht ausmerzen lassen, dass der „Staat als Maschine“ per se zum Implodieren verurteilt ist, bietet einen geeigneten Anknüpfungspunkt.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen 1849–1860: Konzeption – Umsetzung – Nachwirkungen, hg. von CHRISTOF AICHNER / BRIGITTE MAZOHL (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 115), Böhmlau, Wien / Köln / Weimar 2017. ISBN 978-3-205-20411-4, 424 S.

Es darf natürlich keine Bedingung sein, dass nur aktuelle Themen zum Gegenstand historischer Forschung werden – ist dies aber der Fall, so muss man umso dankbarer für die damit verbundenen Mühen sein. Für die hier anzuzeigende Sammlung von Aufsätzen, in denen eine im Juni 2013 an der Universität Innsbruck abgehaltene Tagung über Leo Graf Thun-Hohenstein und seine Universitätsreformen dokumentiert wird, ihrerseits der Ausfluss eines groß angelegten Editionsprojekts, gilt dies in hohem Maße. Einleitend erläutern Projekt- und Tagungsleiterin BRIGITTE MAZOHL und ihr Mitarbeiter CHRISTOF AICHNER das Anliegen in Gestalt eines konzisen Überblicks über die Situation im Vormärz, als die Universitäten eher einseitig berufsorientierte, vom Staat rigoros überwachte Ausbildung als umfassende, den Horizont weitende und innerlich frei machende, personal definierte Bildung vermittelten. Mit

Leo Graf Thun-Hohenstein übernahm im Juli 1849 ein Mann das (neu geschaffene) Ministerium für Kultus und Unterricht, der nach heutiger politischer Nomenklatur als Verfechter einer feudal-konservativen neoständischen Ordnung gilt; er war auch Mitverhandler des Konkordats von 1855. Die mit seinem Namen verbundenen Neuerungen verdichten sich in einigen Schlagworten: Lehr- und Lernfreiheit, Aufwertung der Forschung anstelle der reinen Lehre, Einführung neuer, auf Dialog und Diskussion beruhender Lehrveranstaltungstypen, Bestellung der Lehrenden durch Berufung statt im (scheinobjektiven) Konkursverfahren, Einführung der Privatdozentur, Erhebung der philosophischen Fakultät (einschließlich der naturwissenschaftlichen Fächer und der Lehrerbildung) vom Propädeutikum in den Rang der bisher „höheren“ Fakultäten Theologie, Jurisprudenz und Medizin, damit einhergehend die Verlängerung der Gymnasien auf acht Jahre, schließlich die Übernahme administrativer Aufgaben durch die Professoren und diverse Kollegialorgane von den (kontrollierenden) Studiendirektoren. Eine Vertiefung innerhalb dieses Rahmens bietet WALTER HÖFLECHNER, der erste Ansätze eines intellektuellen Aufbruchs bereits im Vormärz ortet und – nicht minder verdienstvoll – klar ausspricht, dass katholisch-(wert)konservatives und liberales Gedankengut einander keineswegs ausschließen, dass Offenheit für den Fortschritt nicht Revolution bedeuten muss, aber auch – mit Blick auf den zumal wegen seiner Personalpolitik häufig kritisch beurteilten Thun wichtig –, dass es eine völlig voraussetzungslose Wissenschaft nicht geben kann.

Im Rahmen des ersten Themenblocks, Konzeption der Reformen, charakterisiert FRANZ LEANDER FILLAFER Thun treffend als Vertreter eines von ihm als holistisch bezeichneten, dem Gedanken des Gemeinwohls verpflichteten Weltbilds, der, in der Tradition Franz Brentanos, Wahrheiten nicht aus der reinen Vernunft ableiten wollte und eine Synthese von Glauben und Wissen anstrebte, kurz: als aufgeklärten Konservativen, der mit dem Vormärz allerdings zu hart ins Gericht gegangen sei. Pointiert formuliert er, der gegenüber der Aufklärung eingenommene Standpunkt sei ausschlaggebend für die Zuordnung zum konservativen bzw. liberalen Lager gewesen, wobei Aufklärung, verkürzend, von vielen Zeitgenossen mit Josephinismus gleichgesetzt worden sei. MITCHELL G. ASH widmet sich dem gemeinhin als gegeben erachteten Nexus zwischen dem Konzept Thuns und jenem Wilhelm von Humboldts in Preußen. Diesbezüglich sind seine Ausführungen, zumindest in Hinblick auf die Resultate, aber durchaus ernüchternd: Schon allein deshalb, weil die österreichischen Universitäten niemals zu Korporationen im eigentlichen Sinn wurden, sondern ihren Anstaltscharakter beibehielten, könne man nicht ohne Abstriche von einer Übernahme des deutschen Modells sprechen, ganz zu schweigen von der auch nach 1849 lange nicht bewältigten Schwierigkeit, die Idee der Forschungsuniversität tatsächlich umzusetzen. THOMAS MAISEL zeigt den Zusammenhang zwischen den Forderungen der Revolutionäre von 1848 und zentralen Punkten der Universitätsreform auf und verweist auf außerösterreichische Parallelen.

Der Umsetzung der Reform sind die meisten Beiträge gewidmet. Dass hier alle zehn Hohen Schulen der Monarchie berücksichtigt werden, schärft das Bewusstsein für die Probleme der Implementierung von Gesetzen. Die festgestellte Vielfalt ist nicht zuletzt als Korrektiv zu den Vereinheitlichungstendenzen des Neoabsolutismus zu lesen. Der tiefste Sinn des Vergleichs liegt in der ganz und gar richtigen Überzeugung der Herausgeber, man kenne eine Universität erst, wenn man alle kenne.

Dieser auf die Geschichtsforschung insgesamt anwendbare Gedanke macht allerdings gewisse Wiederholungen unvermeidlich – die aber zugleich die Kernpunkte der Reform hervorheben.

Von hoher allgemeiner Gültigkeit sind die von ALOIS KERNBAUER für Graz referierten Fakten und Überlegungen: dass die Mehrzahl der Universitäten unvollständig war, dass es zu sichtlicher wissenschaftlicher Innovation kam, dass sich die Lernfreiheit auf die Prüfungsergebnisse nicht negativ auswirkte, dass sie aber auch missbraucht werden konnte, dass es neben den Universitäten noch andere akademische Bildungseinrichtungen gab, dass viele alte Strukturen und Mechanismen ein großes Beharrungsvermögen hatten etc. So manch eine Parallele, besonders in Hinblick auf die neue Rolle der Universitätsbibliothek, die den Begriff des Buches über das Lehrbuch hinaus erweiterte (einschließlich so mancher „Startschwierigkeiten“), legt CHRISTOF AICHNER für die Universität Innsbruck frei, wo allerdings der konfessionelle Aspekt manch anderen überlagerte. Als ganze von den Professoren mehr oder weniger gutgeheißen, überzeugte die Reform am wenigsten hinsichtlich der Nahtstelle zum Gymnasium bzw. der neuen Rolle der philosophischen Fakultät. Dass nicht alles neu war, akzentuieren auch MILADA SEKYRKOVA am Beispiel Prags und MARIA STINIA in ihren Ausführungen über die Jagiellonen-Universität in Krakau. Klarer als in anderen Beiträgen wird gesagt, dass die Anforderungen an die Studenten mit der forschungsgeleiteten Lehre höher geworden waren – was dem Politisieren abträglich war bzw. sein sollte. Zudem bietet sich in diesen Fällen die Gelegenheit, auf den Zusammenhang von Bildungsreform und Nationalitätenfrage hinzuweisen, und wohl aus diesem Grund war die Akzeptanz hier nicht so eindeutig positiv wie in den deutschösterreichischen Ländern. Faktum bleibt indes, dass die umstrittene Personalpolitik Thuns, insbesondere durch Berufungen von auswärts, in vielen Fällen zur Hebung des wissenschaftlichen Niveaus beitrug. ATTILA SZILARD TAR stellt mit den ungarischen Rechtsakademien eine Bildungseinrichtung vor, die ihrem Rang nach von vornherein unterhalb der Universitäten anzusiedeln war. Diese Institute liefen Thuns Konzept per se zuwider – auch wenn er, etwa durch die 1855 als Provisorium verfügte Scheidung von Staatsbeamten und Rechtswissenschaftlern, zu Abstrichen bereit war. Was die ungarischen Universitätsstudenten betrifft, ist eine zwar abnehmende, insgesamt aber gleichwohl starke Abwanderung zu konstatieren, besonders nach Wien: Eines der Ergebnisse von LASZLO SZÖGIS subtiler Analyse ist die Tatsache, dass sich hierzu besonders Menschen aus aufstrebenden Schichten entschlossen. Der Hohen Schule in Pest kam die Einführung des Deutschen als Unterrichtssprache insofern zugute, als sie die Zusammenarbeit mit anderen Anstalten erleichterte. Auch in Lombardo-Venetien lässt sich die Unterrichtsreform nur in ihrem Nexus mit dem hier in besonderem Maß als Problem empfundenen Wiener Zentralismus verstehen; im Übrigen bestätigen sich, wie ALESSANDRA FERRARESI in englischer Sprache darlegt, die auch anderweitig empfundenen Spannungen zwischen dem Anspruch, Ordinarienuniversitäten zu schaffen, und der Sorge um weltanschaulich „zuverlässige“ Professoren. Den Part, den die Gymnasien – deren Schüler die Revolution auch mittrugen – in Thuns Gesamtkonzept hatten, decken, ebenfalls für Lombardo-Venetien, VALENTINA CHIERICHETTI und SIMONETTA POLENGHI ab. Ohne hier auf die sorgfältig recherchierten Details eingehen zu können, sei nur erwähnt, dass ein Missverhältnis zwischen der relativ großen Zahl der Schulen und der bescheidenen Qualität des Unterrichts bestand.

Die beiden letzten Beiträge sind den Nachwirkungen der Reformen und ihrer historiographischen Rezeption gewidmet. Die polnische Historiographie, so JAN SURMAN, deutete die Reformen im Kontext des Neoabsolutismus, der auch wegen der – allerdings nicht Thun angelasteten – Rückschläge im Bildungsreformwesen in den frühen 1850er-Jahren abgelehnt wurde. Wie schwierig dieses Thema aber auch sein kann, zeigen die wenngleich scharfsinnigen Ausführungen von JOHANNES FEICHTINGER und FRANZ LEANDER FILLAFER, denen zufolge Thun in der österreichischen Geschichts- und Kulturpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts von verschiedenen Seiten instrumentalisiert worden sei. Dies wird am Teilbereich Autonomie auf drei verschiedenen Zeitschienen bis zum Hochschulorganisationsgesetz von 1955 durchexerziert – in nicht unproblematischer Manier, denn die Analyse erfolgt in einem Vakuum zwischen zwei Begriffen, die mit Blick auf mögliche Konnotationen unterschiedliche Qualität haben, mithin auch nicht in Beziehung zueinander gesetzt werden sollten, „apologetisch“ und „kritisch“: Mit Ersterem wird die Haltung der Geistesverwandten des Ministers umschrieben, die damit zumindest etwas Fragwürdiges erhält (und als Gegenstand des Versuchs empathischer Einfühlung ausscheidet), mit Letzterem die der „anderen“, für die schon allein durch den einen jeden Historiker ehrenden Begriff Partei genommen wird. Besonders Richard Meister, einer der führenden Pädagogen und Hochschulpolitiker des Ständestaates und der Zeit nach 1945, schneidet unverdient schlecht ab – und indirekt auch Thun selbst. Fast scheint es, als müssten für die Summe der Werthaltungen beider, in der mathematische Lösungen nicht enthalten sind, Rechtfertigungen gefunden werden, nur weil sie heute, eben auch in Kreisen ambitionierter Wissenschaftler, nicht mehr geteilt werden. Der Begriff „kritisch“ aber, so hätte der Gräzist Meister semantisch korrekt erklärt, ist nicht gleichbedeutend mit Zergliedern im pejorativen Sinn (wie es auch jene Aufklärer taten, die, wie die im Vormärz mächtig weiterlebenden Josephiner, nicht das Licht, sondern ein Koordinatensystem suchten, in dem alle Gleichungen aufgingen), sondern mit differenziertem Denken, mit dem Wahrnehmen von Nuancen und der Berücksichtigung von Kontexten, aber auch mit einem Vorrang der Kategorie et-et vor aut-aut gemäß dem natürlichen Augenmaß: Dann wäre die per se nicht einlösbare Forderung nach einer voraussetzungslosen Wissenschaft, der Punkt, an dem Thuns Konzept der Lehr- und Lernfreiheit destruiert wird, nicht zum Beurteilungskriterium erhoben worden. Und natürlich ist auch die Rezeption historischer Ereignisse ein Teil derselben, aber zum Relativismus darf diese Einsicht nicht führen. Dass heute ein Primat der Ökonomie die Hochschulpolitik bestimmt, ist gleichfalls richtig, was aber auch gesagt werden müsste, ist, dass daneben, nicht minder mächtig, ein extremer Egalitarismus im Bildungswesen, das Eindringen (zu) vieler, die zur Freiheit nicht fähig sind, das, was Richard Meister verhindern wollte (wie auch die Bildungspolitik der Thun-Ära, siehe besonders den Beitrag CHIERICHETTI/POLENGHI), die Gymnasien im Mark getroffen und die (meisten) Universitäten in Hinblick auf die Lehre in den Status von Ausbildungsstätten zurückgeführt hat, die sich von jenen des Vormärz allenfalls darin unterscheiden, dass sie zwar weiterhin Stätten der Forschung sind, doch häufig ohne den von Thun intendierten Nexus derselben mit der Lehre. Ein hyperkritischer also, kein krönender Abschluss einer ansonsten sehr lesenswerten Publikation, an deren Ende ein gemeinsames Quellen- und Literaturverzeichnis und ein nützlicher Index der Personen stehen.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

MICHAEL SPAN, **Ein Bürger unter Bauern? Michael Pfurtscheller und das Stubaital 1750–1850**, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2017 (publizierte Doktorarbeit). ISBN 978-3-205-20144-1, 468 S., 16 Schwarzweißabb.

Das aus einer an der Universität Innsbruck entstandenen Doktorarbeit hervorgegangene Buch verbindet den Ansatz der Mikrogeschichte mit der Biographik und der dichten Beschreibung eines alpinen Hochtals im Zeitraum der sogenannten Sattelzeit (1750–1850). Der Autor zielt darauf ab, exemplarisch zu untersuchen, wie sich Landschaft und Biographie gegenseitig beeinflussen und wie sich die „sozialen, politischen und kulturellen Entwicklungen der Sattelzeit“ (12) sowohl des Raumes als auch des Menschen in den Quellen niederschlagen. Michael Span spannt in der Einleitung ein komplexes Geflecht theoretischer Überlegungen auf mehreren Ebenen auf, das die Vorgangsweise und Fragestellungen vorgibt.

Im Zentrum der Studie steht der Stubaiert Wirt, Krämer, Schützenhauptmann und „Verleger“ Michael Pfurtscheller. Aufgrund der beachtlichen schriftlichen Überlieferung über ihn bietet er sich für die mikrogeschichtliche Analyse eines ländlichen Menschen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts im Spannungsfeld zwischen *Bürgern* und *Bauern* an. Explizit hat sich Span die möglichst dichte Beschreibung, also die „Erschließung aller zur Verfügung stehenden Quellen“ (12) zum Ziel gesetzt und dafür viel Energie in die Archivrecherche gesteckt, die ihn in das lokale Pfarrarchiv ebenso wie in große Institute geführt hat. Durch die „fortgesetzte ‚Überprüfung‘“ gelinge es, so Span, die Quellensättigung zu maximieren und derart gewissermaßen auf die Spitze zu treiben (426). Zugute kamen dem Autor einige vergleichende Studien, die es mittlerweile gibt, auch wenn sie sich an einer Hand (maximal zwei Händen) abzählen lassen. Span beklagt an mehreren Stellen nicht nur die prekäre Überlieferung, sondern auch erhebliche Forschungslücken (z. B. 30–31).

In der Einleitung schildert der Autor den Forschungsstand und kontextualisiert Grundbegriffe wie *Sattelzeit*, *Mikrogeschichte*, *Protoindustrialisierung*, *Bürger* und *Bauer*, wobei er den leitenden Grundsatz der Mikrogeschichte zitiert, wonach sich „im Kleinen das Große [zu] suchen“ lasse (14 f.). Das „Kleine“ meint im konkreten Fall die Biographie Pfurtschellers, dessen Lebenszeit (1776–1854) gut mit der gemeinhin zwischen 1750 und 1850 angesetzten *Sattelzeit* zusammenpasst (wobei es durchaus auch alternative Datierungsvorschläge gibt). Das „Kleine“ meint aber auch das vermeintlich von der „großen“ Welt abgeschiedene Tiroler Gebirgstal, das – wie die Studie gewissermaßen en passant aufzeigen will – nur scheinbar fernab der Ereignisse der „Weltgeschichte“ lag. Da der Mensch überall von der ihn umgebenden Umwelt beeinflusst wird, waren auch im Stubaital die „großen“ Entwicklungen Mitteleuropas durchaus spürbar und wirkten sich auf die Lebenswelten aus. Span ruft dementsprechend wiederholt auf, Klischees und Vorurteile zu relativieren und die lokalen Gegebenheiten durch eine neue Analyse der Quellen in das Licht genauerer Forschung zu rücken. Exemplarisch seziert er in diesem Sinne „zum Teil fragwürdige[n] Quellen“ (30), die bis heute und vor allem in der populärwissenschaftlichen Literatur über das Stubaital immer wieder als authentische Zeugnisse zitiert würden. Überzeugend kann er nachweisen, dass Berichte bereits zeitgenössisch von verschiedenen Akteuren (auch von Pfurtscheller selbst) im Sinne einer gewünschten Deutung beeinflusst wurden und deshalb trotz ihrer Zeitnähe nicht „Realität“ widerspiegeln (368–371).

Im dritten Kapitel, in welchem die Zeit der Koalitionskriege behandelt wird, zeigt sich eindrücklich, warum sich gerade (oder nur) Akteure wie Pfurtscheller, die einer dörflichen bzw. talschaftlichen Elite angehörten, für eine mikrohistorisch angelegte biographische Erforschung anbieten. Als „Landesverteidiger“ und Schützenhauptmann hat er in einem Maß Eingang in die Schriftlichkeit gefunden, das für den größten Teil der Bevölkerung unerreichbar war (sofern jemand nicht in Kriminalprozesse involviert war). Dem Komplex um das Tiroler Aufstandsjahr 1809 wird (wie auch den vorausgehenden Koalitionskriegen) im Buch viel Platz eingeräumt (113–225), was angesichts der Schlüsselrolle, die Pfurtscheller offenbar zwischen Aufstandsbefürwortern und -gegnern spielte, durchaus verständlich ist. Vermutlich hat aber auch der Aspekt der geradezu paradiesischen Quellenlage eine Rolle gespielt: Pfurtscheller ist nicht nur in Ego-Dokumenten, sondern auch in einer Reihe von Parallelüberlieferungen greifbar.

Interessant sind Pfurtschellers eigene Angaben zu seiner „Landesverteidigung“ allemal: Jene zum Aufstandsjahr selbst geben wie auch jene zu den Jahren unmittelbar vorher und nachher Auskunft über das Selbstbild des Stubaiers und sein Verhältnis zu „Religion, Fürst und Vaterland“ (121), über konkrete Ereignisse wie die „Ausplünderung der Juden zu Innsbruck“ (137), nicht zuletzt aber auch über das Verständnis Pfurtschellers von Erinnerung und Geschichtsschreibung. Die Berichte über das Vorgefallene wurden nämlich mit beträchtlichem zeitlichen Abstand zu den Ereignissen aufgeschrieben (63, 121).

Ungleich kürzer als das dritte ist das zweite Kapitel über die „Jugend- und Ausbildungsjahre“ ausgefallen, in welchem Schul- und Lehrzeit abgehandelt werden. Hier zeigt sich das grundsätzliche Problem des Genres Biographie, das Span selbst in den Schlussbemerkungen problematisiert, am deutlichsten: Während markante Wendepunkte und die Reaktionen auf diese sich in der schriftlichen Überlieferung niederschlugen und zur Produktion von Akten führten, liegt etwa der Schulbesuch eines Buben, der im 18. Jahrhundert in der dörflichen Struktur eines Hochtales aufwächst, fast gänzlich im Dunkeln. Normative Quellen, auf die wir bei der Erforschung der Bildungsgeschichte unbedingt angewiesen sind, wiegen das Fehlen von Ego-Dokumenten, Zeugnissen, Berichten von Lehrern, Lehrmeistern etc. nur zum Teil auf. Die Lebensbeschreibung, die eigentlich die gesamte Lebensspanne möglichst ausgeglichen und in literarischer Form abdecken sollte, kann nur einzelne Abschnitte dieser Lebensspanne auf der Basis dichter Beschreibung erhellen. Dieser Schwierigkeiten ist sich Michael Span sehr wohl bewusst (430) und seine vertiefte Reflexion über die Quellensituation, welche im Buch immer wieder begegnet, weist der Studie einen didaktischen und geradezu lehrbuchartigen Charakter zu.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit „Michael Pfurtschellers Stellung in Dorf und Tal“ und zeichnet sich durch die Schilderung der verschiedenen Handlungsrollen aus, die er bekleidete. Er passt in das Bild eines ländlichen Gemeindevertreters der Zeit, der sich auf verschiedensten Gebieten einsetzte. Quellen sind in Hinblick auf diese Tätigkeiten zwar reichlich vorhanden, allerdings von Einseitigkeit und Subjektivität geprägt, da sie nicht selten aus Pfurtschellers eigener Feder stammen und „jeweils nur einen punktuellen Eindruck einzelner Begebenheiten“ vermitteln (288). Beeindruckend ist dennoch der gebotene Einblick etwa in Methoden der gemeinschaftlichen Katastrophenprävention. Neben seinen Funktionen als Gemeindevorsteher und Schützenhauptmann war Pfurtscheller auch Schulaufseher, Kirchpropst

und Kassier für die Hilfgelder nach einer Überschwemmung im Jahr 1807 sowie – ab 1825 – Gerichtskassier. Diese Ämterkumulation passt in die Zeit und das Bild einer ländlichen Elite. Allerdings trübt die Tatsache, dass Pfurtscheller versuchte, das Amt des Gerichtskassiers sofort wieder loszuwerden, zumindest zum Teil den Eindruck des selbstlosen Gönners, den auch Michael Span keineswegs vermitteln will. Wie bei allen Thesen wägt der Autor auch in diesem Fall präzise ab und untersucht, ob die Ablehnung eines öffentlichen Amtes aufgrund von Zeitmangel (wegen ausgedehnter Handelsreisen) angebracht war oder eventuell sogar als Affront verstanden werden konnte (301). Span kommt in diesem Fall zur nüchternen Feststellung, dass vergleichende Studien, die beitragen könnten, hier Klarheit zu schaffen, schlichtweg fehlen.

Kapitel fünf beleuchtet Pfurtschellers Rolle als Vater und Ehemann, auch hier ist wieder ein gravierender Quellenmangel zur Kenntnis zu nehmen. Fruchtbare ist die im sechsten Kapitel folgende Analyse der Einordnung des „Verlegers“ in die Stubaiertal-Wirtschaft. Das Stubaital war (und ist) ein klimatisch ungünstiges Gebirgstal, das die Bevölkerung allein durch Landwirtschaft nicht ernähren konnte, weshalb man auf Alternativen wie Viehhandel, Schweinemast und eine stark marktorientierte Wirtschaft auswich. Seit dem späten Mittelalter kamen die Fertigung von und der Handel mit Metallwaren in Schwung – eine charakteristische Wirtschaftsform, die das Stubaital von anderen alpinen Regionen unterschied. Im 18. und 19. Jahrhundert machte sich mit dem *Verlagswesen* eine gewisse Frühindustrialisierung bemerkbar und diese spiegelte die Konjunkturen wider, welche die gesamtösterreichische (und bayerische) Wirtschaft in der turbulenten Epoche durchlief. Anfang des 19. Jahrhunderts waren mehr als 80 Schmiedemeister im Tal tätig und Pfurtscheller gelang es durch die geschickte Nutzung der Krisenzeit, mehrere Schmiede in seine Abhängigkeit zu bringen. Durch günstige Fügungen kam er an beträchtlichen Grund- und Immobilienbesitz und konnte als Kreditgeber fungieren. Diese Faktoren festigten seine Stellung in Dorf und Tal und verhalfen ihm auch zu „politischer“ Meinungsführerschaft vornehmlich in der Zeit, in der er sich als „Krisenretter“ profilieren konnte. Für die Beschreibung der Wirtschaft im Stubaital konnte sich Michael Span auf relativ zuverlässige Daten stützen, er geht aber auch in Hinblick auf statistische Erhebungen quellenkritisch vor und betont die Notwendigkeit, historische „Big Data“ vorsichtig zu interpretieren und auf ihre Verlässlichkeit hin zu prüfen.

Kapitel sieben umfasst die Schlussbemerkungen, die einmal mehr die Notwendigkeit einer differenzierten Sicht auf eine historische Gesellschaft betonen. Darüber hinaus wird Bilanz gezogen über das Resultat der mikrogeschichtlichen Zugangsweise, welche versucht habe, die Akteur/innen nicht als passiv Erlebende, sondern als aktive Gestalter/innen ihrer Umwelt herauszuarbeiten. Die Handlungsräume ergäben sich dabei in erster Linie in Form neuer rechtlicher Bestimmungen. Wenn also normative Quellen prinzipiell mit Vorsicht zu genießen seien, stellten sie für die Akteur/innen trotzdem den Bezugsrahmen „zwischen altem Herkommen und Neuem“ dar (426). Verläufe von Aushandlungsprozessen würden durch die große Nähe zum Geschehen, welche die dichte Beschreibung mit sich bringt, analysierbar. Scheinbar kausale Zusammenhänge zwischen Mikro- und Makroebene, „die aus der Fernsicht als offensichtlich erscheinen“, könnten manchmal vor dem mikrogeschichtlichen Blick nicht bestehen (427) und würden falsche Prämissen entlarven – die Studie mündet somit in ein entschiedenes Plädoyer für die Methode.

Abschließend kommt Span auf die Forschungsfrage zurück, ob Pfuertscheller nun als *Bürger* unter *Bauern* zu betrachten sei, ohne aber eine „einfache[n] Antwort“ bieten zu können (überhaupt spielt die Frage im Buch eine untergeordnete Rolle). Fest steht, dass sich Pfuertscheller selbst nicht als *Bauer* betrachtete und unter den anderen Talbewohner/innen in mehrfacher Hinsicht hervorragte. Er gehörte zur ländlichen Elite, allerdings nicht zu einer „traditionellen“ Führungsschicht, sondern – als Modernisierungsgewinner – eher zu einer neuen Elite, die sich aufgrund des Wandels von Rahmenbedingungen in einer Epoche mehrerer einschneidender wirtschaftlicher und soziokultureller Umbrüche herausformen konnte.

Das Buch ist in seiner Gliederung und Forschungs idee gut durchdacht und ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des ländlichen Raumes im historischen Tirol der (frühen) Neuzeit. Es ist sorgfältig gearbeitet und auch hervorragend lektoriert. Nicht zuletzt aufgrund der vorbildlich durchexerzierten Quellenkritik, eines sehr ausführlichen und recherchesättigten Anmerkungsapparates und eines inspirierenden Quellen- und Literaturverzeichnisses erfüllt es alle Anforderungen an ein Nachschlagewerk, das sich vor allem mikro-, lokal- und regionalhistorisch Forschende ins Regal stellen sollten.

ANDREAS OBERHOFER, Bruneck

FLORIAN HUBER, **Grenzkatholizismen: Religion, Raum und Nation in Tirol 1830–1848** (Schriften zur politischen Kommunikation 23), V&R unipress, Göttingen 2016. ISBN 978-3-8471-0574-9, 426 S., 8 Abb.

Tirol wird mitunter gerne als ‚Heiliges Land‘ beschrieben. Dieses weltanschauliche Konstrukt (14) einer vermeintlich natürlich organischen Beziehung zwischen katholischer Kirche, Politik, entsprechender Öffentlichkeit und dem politischen Territorium Tirol ist vielfach ebenso Gegenstand von Rückprojektion in die Vergangenheit. Das katholische Tirol als quasi etwas immer schon Dagewesenes, das lediglich durch die einbrechende Moderne in seinem Dasein gestört werde. Allerdings gilt es, diesen bewusst kultivierten Gegenentwurf, ja, gewissermaßen das so titulierte „positiv Andere der Moderne“ (16) kritisch und differenziert zu hinterfragen. Dieser Aufgabe nimmt sich die vorliegende Arbeit mit Erfolg an. Gleich zu Beginn schickt der Autor, Florian Huber, voraus, dass die Vorstellung von Tirol als homogenem Monolithen (18) sich zwar hartnäckig in einer breiteren Öffentlichkeit zu behaupten vermag, einer wissenschaftlichen Betrachtung allerdings kaum standhält. Huber legt seiner eingehenden Analyse, die als Doktorarbeit im Rahmen des internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert“ entstand, einen Religionsbegriff zugrunde, der stark systemtheoretisch orientiert ist; d. h. die Bedeutung der Kommunikation für die Ausprägung, Gestaltung und den Wandel der Religion steht dabei an vorderster Stelle (26). Huber ist es ebenso ein zentrales Anliegen, die regionalhistorische Forschung in eine transnationale Geschichtsschreibung des Vormärz einzubetten. Für das Kronland Tirol(-Vorarlberg, das hier nicht berücksichtigt wird) war die behandelte Zeit durch den endgültigen Verlust von zumindest einer in Ansätzen vorhandenen politischen Autonomie, wie sie noch im 18. Jahrhundert bestanden hatte, charakterisiert. Für die Kirche, hier im Besonderen die Fürstbistümer Brixen und Trient, brachten die Umwälzungen in

der Folge des Reichsdeputationshauptschlusses mit der nach dem Konvenienzprinzip durchgeführten weitgehenden Auflösung der kleineren weltlichen wie geistlichen Reichsstände den schmerzlichen Verlust ihrer territorialen Eigenherrschaft und Reichsunmittelbarkeit. Zudem verlief dieser Prozess des Bedeutungsverlustes parallel zu einer als erdrückend empfundenen Einbindung in zentralstaatliche Interessen, die aus kirchlicher Perspektive als klare Gängelung verstanden wurden.

Huber legt für seine Analyse drei Zugangsebenen fest, von denen ausgehend er seine Überlegungen anstellt: Politisierung, Medialisierung und Nationalisierung (zum Inhaltsverzeichnis siehe <https://d-nb.info/1088428967/04>). Eingebettet in eine umfangreiche theoretische Einleitung (*Die Grenzkatholizismen Tirols*), eine Betrachtung der politischen Situation des Kronlandes im Vormärz (*Vormärzliche Paradoxien Trentino-Tirols*) weist der Autor im Untersuchungszeitraum Schritt für Schritt eine deutliche Differenzierung des Katholizismus zwischen dem deutsch- und dem italienischsprachigen Tirol nach. Ein tendenziell liberal praktizierter Katholizismus im südlichen Tirol (dem nachmaligen Trentino; ein Hinweis auf die nötige kritische Unterscheidung dieser Territorialnomenklatur fehlt hier) stand einem deutsch geprägten Ultramontanismus im nördlichen Landesteil gegenüber, der zunehmend für sich eine politisch privilegierte Partnerschaft mit dem Staat einforderte (332). Das ist mithin ein Faktor, der über den Neoabsolutismus und die Verfassung von 1867 hinausweist und das politische Feld in Tirol bis zum Ersten Weltkrieg entscheidend mitgestaltet. Ganz wesentlich für diese Entwicklung war dabei die Medialisierung der Religion (also die wachsende Kommunikation über gedruckte und regelmäßig erscheinende Medien), die damit zunächst ihr eigenes Feld zu strukturieren begann und mittelfristig darüber hinaus Öffentlichkeit erlangte. Huber trifft eine zentrale Feststellung, wenn er schreibt, dass es „nicht die Diözesangrenzen, sondern die Grenzen der medialen Rezeption“ waren, die eine „Ausbildung eines gesamttirolischen katholischen Kommunikationsraumes“ (231) verhindert hätten. Durch das Prisma der angelegten Analyseebenen wird verdeutlicht, dass sich in der späteren Subregion Tirol (wohl auch auf Basis anderer, älterer struktureller Faktoren) die Ausdifferenzierung der „Grenzkatholizismen“ bereits im Vormärz (57) – ungeachtet massiver staatlicher Homogenisierungsversuche – abzeichnete.

Historisch greifbar werden diese Entwicklungen rund um die Ausweisung der Zillertaler Protestanten im Jahr 1837. Der diskursiv angelegten Darstellung – einer der stärksten Teile der Arbeit, der durch seine überregionale Einbettung als überaus gelungen zu bezeichnen ist – widmet Huber denn auch ein eigenes Kapitel. Hier gelingt eine beeindruckend kritische Analyse der Selbstdarstellung des Katholischen und der Darstellung des Anderen (hier das Protestantische) aus ebendieser katholischen Warte. Die etwas mehr als 400 betroffenen Zillertaler Protestanten nahmen als soziale und gesellschaftliche Randgruppe innerhalb dieses Prozesses bestenfalls eine passive Rolle ein (148). Sie dienten vielmehr einerseits dem Staatskirchentum im Vormärz als Projektionsfläche eigener Ängste vor Revolution und Umbruch, auf die reagiert und wider die ein Exempel statuiert werden musste (116f.). Andererseits verweist Huber in seiner Betrachtung dieses Ereignisses auf den zeitgenössischen transnationalen Kontext als unbedingt nötige Interpretationsbasis, um das Agieren der Wiener Zentralbehörden wie auch der nachgeordneten Tiroler Stellen verstehen zu können. Die europäische Dimension dieser Ausweisung wurde bislang in der vor allem älteren Historiographie weitgehend unberücksichtigt gelassen, sieht man ein-

mal von der Rezeption der empörten Reaktionen auf die Ausweisung ab. Mithin legt der Autor in diesem Kapitel dadurch eine am Konkreten fein gezeichnete Quellen- und Literaturarbeit vor.

Eine zweite Fallstudie (auch diese ist auf die drei Analyseebenen ausgerichtet) breitet Huber in Kapitel vier aus. Die gesellschaftliche Selbst- wie Fremdbeschreibung des Landes durch „zwei ungleiche Priester“ (169), Gioseffo Pinamonti und Beda Weber, hilft nicht nur die regionale Differenzierung innerhalb des ‚monolithisch katholischen Tirol‘ erfahr- wie sichtbar zu machen; sie liefert auch deutliche Evidenzen nationalräumlicher Festschreibung bzw. territorialer, national begründeter Raumansprüche. Ein patriotisch inszeniertes Wandern bei Beda Weber strukturiert nicht nur sein Werk, sondern grenzt den Realraum bewusst ab, legt ihn gewissermaßen als national konnotiertes Gut fest. Gioseffo Pinamonti indes legt seinen Fokus auf die Inszenierung eines vermeintlich italienisch charakterisierten städtischen Raumes und meint damit vorwiegend die Urbanität von Trient (189f.).

Auch wenn der Aufbau der vorliegenden Studie, nicht zuletzt wegen der Fülle an verarbeiteten Details, manchmal etwas heterogen als Kompositum erscheint und die einzelnen Kapitel nicht immer konsequent ineinander überfließen, erschließt sich insgesamt doch in der konzentrierten Lektüre und der ausführlichen Diskussion (wie sie in Kapitel neun geführt wird) eine wertvolle monographische Darstellung, die klar der neuen Regionalgeschichte verpflichtet ist. Ihre Stärke liegt im gelungenen Beitrag zur Historiographie der katholischen Kirche im vormärzlichen Tirol und der gleichzeitig konsequenten Einbindung transnationaler Zusammenhänge wie Faktoren.

KURT SCHARR, Innsbruck

Vormärz: Eine Geteilte Geschichte Trentino-Tirols. Una storia condivisa Trentino-Tirolese, hg. von FRANCESCA BRUNET / FLORIAN HUBER, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7030-0929-7, 272 S., zahlr., teils farb. Abb.

Im Dezember 2014 fand an der Freien Universität Bozen eine Tagung statt, die sich mit einer in der österreichischen Geschichtsforschung traditionell vernachlässigten Periode auseinandersetzte: dem Vormärz. Nun liegen die Beiträge in einem zweisprachigen, deutsch-italienischen Tagungsband in gedruckter Form vor und bieten neue Perspektiven auf die historische Wahrnehmung des Kronlands Tirol. In Überwindung alter, national geprägter Muster plädiert der von FRANCESCA BRUNET und FLORIAN HUBER herausgegebene Band nämlich für eine „Geteilte Geschichte“ Tirols, die zum einen auf Zusammenhänge im Land verweist, zum anderen aber auch verdeutlicht, dass Abgrenzung zwischen sozialen Gruppen nicht zwangsläufig entlang der angeblichen Determinante Sprache–Kultur–Nation verläuft. Letztlich bedeutet daher der Zugang, die Vergangenheit Trentino-Tirols als „Geteilte Geschichte“ zu begreifen, ein Aufbrechen der nationalgeschichtlichen Perspektive. Der den *postcolonial studies* entlehnte Blickwinkel bietet ein theoretisch-analytisches Instrument, um die historischen Verhältnisse in komplexen Grenzregionen in ihren vielschichtigen Interdependenzen und Abgrenzungen einordnen zu können.

Das Kronland Tirol wird folglich, wie Herausgeber FLORIAN HUBER in der Einleitung ausführt, als „komplexer Grenzraum“ (27) verstanden, der durch administrative, kirchliche, geographische, sprachliche und kulturelle Grenzen, die nicht deckungs-

gleich waren, strukturiert war. Die weite Epochenbezeichnung *Vormärz* wird auf die *Region* zugeschnitten, umfasst die Jahrzehnte zwischen 1816 und 1848 und ist im Kronland Tirol durch Widersprüche – hier konkret zwischen der staatlich gelenkten Integration in das Kaisertum Österreich sowie der einheitlichen Repräsentation nach außen und der bereits erwähnten differenzierten inneren Struktur – gekennzeichnet.

Den Auftakt macht der Beitrag von STEPHANIE SCHLESIER mit methodisch-theoretischen Überlegungen zur Erforschung von Grenzregionen. Am Beispiel der Saar-Lor-Lux-Region klopft sie unterschiedliche Zugänge auf ihre Vor-, aber auch Nachteile hin ab.

Anschließend folgen mit den Arbeiten von ISABELLA CONSOLATI und MAURO NEQUIRITO zwei Texte, die sich mit geographischen Aspekten des Kronlands Tirol befassen. Consolati stellt den vormärzlichen Geographen Carl Ritter, der Tirol nicht als Grenz-, sondern als Verbindungsland begriff, in das Zentrum ihrer Überlegungen. Nequirito hingegen untersucht Reiseberichte aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Die Lektüre dieser Texte macht deutlich, dass die Reisenden die Sprach- und Kulturgrenze in Tirol durchaus bewusst wahrnahmen bzw. wahrnehmen wollten, diese jedoch an unterschiedlichen Orten lokalisierten und verschieden bewerteten.

Verwaltung, Recht und Rekrutierung sind Aspekte, denen eine vereinheitlichende und integrierende Wirkung in einem komplex strukturierten Gebiet zugeschrieben wird. MARCO BELLABARBA, ELLINOR FORSTER und TOMMASO MARIOTTI untersuchen in ihren Beiträgen sowohl die theoretisch-normativen Vorgaben als auch die konkrete Umsetzung der administrativen (Wieder-)Eingliederung Tirols in das Kaisertum Österreich (Bellabarba), die Einführung des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches (ABGB) am Beispiel des Eherechts (Forster) sowie die Rekrutierung im Vormärz (Mariotti). Sowohl Bellabarba als auch Forster verdeutlichen, dass die Wiedereingliederung 1814 keinen absoluten Bruch darstellte, sondern dass sowohl im Bereich der Verwaltung als auch im Eherecht Kontinuitäten zwischen bayerischer und österreichischer Herrschaft festzustellen sind. Primär auf Basis von normativen Quellen beschreibt Mariotti die Wehrverfassung Tirols, die ihre Wurzeln in der Frühen Neuzeit hat und die im Vormärz einer behutsamen Modernisierung unterzogen wurde.

Das Kronland Tirol wurde jedoch nicht nur in sprachlicher und politischer Hinsicht von Grenzen durchzogen. Auch Diözesangrenzen prägten das tägliche Leben der BewohnerInnen, denn das Gebiet war zwischen den Diözesen Brixen und Trient geteilt. MARGRET LANZINGER analysiert in ihrem Beitrag das Zusammenspiel zwischen staatlichen und kirchlichen Behörden am Beispiel von Ehedispensverfahren und beschreibt lokale rechtliche Besonderheiten ebenso wie Konfliktlinien zwischen Kirche und Staat.

Auch in kultureller Hinsicht präsentiert sich Tirol im Vormärz als fragmentiertes Gebiet. MARCELLO BONAZZA befasst sich mit drei Ebenen möglicher interkultureller Interaktion: staatlichen Einrichtungen, Vereinen und persönlichen Kontakten. Dabei zeigt sich, dass dieser Kontaktraum innerhalb des Kronlands Tirol wenig bis gar nicht ausgeprägt war und im Wesentlichen an einzelnen Persönlichkeiten hing.

MICHAEL SPAN widmet sich in seinem Beitrag der Lebens- und Arbeitswelt des Tiroler Eisenwarenverlegers und -händlers Michael Pfurtscheller. Aus einer mikrohistorischen Perspektive analysiert er die *mental map* des Stubaitalers, der – obwohl in lokale Strukturen eingebunden – aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit diese

lokalen Grenzen regelmäßig überschritt und nach Oberitalien oder in deutsche Gebiete reiste. Auf der biographischen Ebene bewegt sich auch MIRKO SALTORI, der die Lebenswege systemkritischer beziehungsweise revolutionärer Tiroler beschreibt.

Der instruktive Band schließt mit einem Kommentar von MARCO MERIGGI, der die einzelnen Beiträge in einen breiten forschungstheoretischen und methodologischen Zusammenhang einordnet und die Notwendigkeit betont, den Raum des Kronlands Tirol abseits überkommener dichotomischer Muster zu erforschen.

Der Band ist zweisprachig auf Italienisch und Deutsch gedruckt. Die an den Kommentar von Meriggi anschließenden Abstracts ermöglichen daher jenen LeserInnen, die des Deutschen beziehungsweise des Italienischen nicht mächtig sind, inhaltliche Einblicke in die einzelnen Beiträge.

Abschließend ist festzuhalten, dass das innovative Konzept des Tagungsbands neue Perspektiven auf die Geschichte des Kronlands Tirol eröffnet. Die zehn im Band versammelten Beiträge bestätigen die Fruchtbarkeit des Ansatzes der „Geteilten Geschichte“ und geben einen vorläufigen Überblick über methodische Überlegungen und praktische Forschungsfragen. Noch stehen sie relativ unverbunden nebeneinander; allerdings eröffnen sie eine Vielzahl weiterer Forschungsstränge, die in Zukunft unter dem Blickwinkel einer „Geteilten Geschichte“ ein instruktives Muster ergeben können.

KARIN SCHNEIDER, Wien

Akten zur Südtirol-Politik 1945–1958, Bd. 2: Keine Einigung mit Trient und Sondierungen zwischen Bozen, Rom und Wien 1947, hg. von MICHAEL GEHLER, Studienverlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2016. ISBN 978-3-7065-4368-2, 710 S.

Beim vorliegenden Band der *Akten zur Südtirol-Politik* handelt es sich um Band zwei einer auf sechs Bände angelegten Aktenedition, deren Grundfinanzierung vom Fonds zur Förderung der Wissenschaften in Wien stammte und die als gemeinsames Editionsprojekt des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und des Instituts für Geschichte der Universität Hildesheim in Verbindung mit dem Südtiroler Landesarchiv Bozen und dem Museo Storico in Trient ausgelegt war. Übergeordnetes Thema der Edition ist die Entwicklung der Südtirolfrage in amtlichen und nichtamtlichen Quellen von 1945 bis 1969 im Lichte internationaler Politik, außenpolitischer Entwicklungen und bilateraler Verhandlungen sowie der Besonderheiten der Diskussion auf regionaler Ebene. Michael Gehler mit Lehrstuhl in Hildesheim übernahm die Herausgabe der Akten für die Jahre 1945 bis 1958, der mittlerweile emeritierte Rolf Steininger jene der Jahre 1959 bis 1969. Für den letztgenannten Zeitabschnitt erschienen zwischen 2005 und 2013 sieben Bände; diese Zeitspanne gilt somit als abgeschlossen. Für die ersten Jahre des bearbeiteten Zeitraums wurde unter Federführung Gehlers 2011 der erste Band der Reihe unter dem Titel *Gescheiterte Selbstbestimmung: Die Südtirolfrage, das Gruber-De-Gasperi-Abkommen und seine Aufnahme in den italienischen Friedensvertrag 1945–1947* herausgegeben.

Nun liegt der unter Mitarbeit von Evi-Rosa Unterthiner herausgebrachte zweite Band vor, der gänzlich den Monaten Februar bis Oktober 1947 gewidmet ist. Neben einer 36-seitigen erklärenden Einleitung, die großzügig aus den verwendeten Materialien zitiert, sind somit Transkriptionen von 350 Dokumenten aus folgenden Be-

ständen in diesem Band zusammengeführt: dem Österreichischen Staatsarchiv in Wien (Archiv der Republik: Bundeskanzleramt 2. Republik und Bundesministerium für auswärtige Angelegenheiten), dem Südtiroler Landesarchiv in Bozen (SVP-Akten), dem Tiroler Landesarchiv in Innsbruck (Landeshauptmann-Akten, Akten des Amtes der Tiroler Landesregierung nach 1945, Abteilung VIIIk), dem Archiv des Karl von Vogelsang-Instituts in Wien (Bestand Leslie; Material Ludwig Steiner) und den privaten Sammlungen von Guido Jakoncig (Innsbruck), Erich Kneußl (Nachlass in Hall in Tirol) und Edgeworth Murray Leslie (Innsbruck-Igls bzw. London).

Der räumliche und personelle Fokus der Aktensammlung – nämlich Südtirol, Tirol und Wien sowie Material aus Privatbesitz ehemaliger Mitarbeiter des alliierten Nachrichtendienstes (Leslie) und politischer Akteure – weist somit gleichzeitig auf die zentralen Fragestellungen und Thesen hin: In diesem Band geht es vornehmlich um die österreichische und regionale (Bundesland Tirol und Südtirol) Südtirolpolitik von Februar bis in den Herbst 1947. In zahlreichen, bisher noch nicht veröffentlichten Dokumenten werden dabei jene Themen, Motive und Strategien eindrücklich sichtbar, welche die österreichische Politik dies- und jenseits der Brennergrenze beschäftigten. Zu einem Zeitpunkt, als das 1946 unterzeichnete Gruber-De Gasperi-Abkommen in ein Autonomiestatut gegossen wurde – welches als *Erstes Autonomiestatut* für Trentino-Südtirol 1948 zusammen mit der italienischen Verfassung in Kraft treten sollte –, stechen dabei in dieser Aktensammlung vor allem zwei Themen besonders hervor: die Diskussionen zu einer möglichen bzw. gewünschten Autonomie und die Problematik um die Optantinnen und Optanten. Beide Fragen sind dabei eng miteinander verzahnt, wobei die Rückoption der bereits Ausgewanderten bzw. die möglichst rasche Wiedererlangung der italienischen Staatsbürgerschaft für alle, die mit dem Antrag auf die deutsche Staatsbürgerschaft im Zuge der Optionsabkommen 1939 die italienische Staatsbürgerschaft aufgegeben hatten, zunächst die dringlichste (für viele sogar existenzsichernde) Angelegenheit war.

Die in der vorliegenden Aktenedition gesammelten Dokumente zeugen dabei von zähen, ergebnislosen, unkoordinierten Verhandlungsrunden zwischen den einzelnen politischen Akteuren und Parteien. Im Laufe des Jahres 1947 kristallisierte sich zunehmend heraus, dass es zwei unterschiedliche diplomatische Ebenen gab. Einerseits verhandelte Wien bzw. Außenminister Karl Gruber mit Rom das Südtirol-Problem, wobei er bis zur Außenministerkonferenz in Moskau im Frühjahr 1947 dem österreichischen Staatsvertrag ausschließliche Priorität zukommen ließ. Erst nach dem Scheitern der Konferenz in Sachen Staatsvertrag widmete er sich der Umsetzung des Gruber-De Gasperi-Abkommens (auch bekannt unter dem Begriff *Pariser Vertrag*), das er gemeinsam mit seinem Amtskollegen Alcide De Gasperi am 5. September 1946 in Paris unterzeichnet hatte und das die deutschsprachige Minderheit in Italien durch eine Revision der Optionsabkommen von 1939 und vor allem durch eine Autonomie schützen sollte. Wie die vorliegenden Dokumente belegen, wurde Grubers Vorgehen dabei von der Südtiroler Politik als viel zu konziliant eingestuft, weshalb diese in Absprache mit Innsbruck – und hier ergibt sich die zweite, eine regionale Diskussionsebene – besonders ab Juni 1947 auf eigene Verhandlungen mit Rom, vor allem mit Silvio Innocenti, setzte. Innocenti war den Vertretern der Südtiroler Volkspartei (SVP) als letzter Präfekt von Bozen und nunmehriger Leiter des Grenzzonenamtes bekannt und seine politische Linie, die aus einer rigiden Haltung in Fragen der Re-Option und einer Gesamtautonomie für Trentino-Südtirol bestand,

nicht geschätzt. Andere Verhandlungspartner standen den Südtirolern jedoch in der italienischen Hauptstadt nicht zur Verfügung.

Dokumentiert werden die unterschiedlichen Positionen der verhandelnden Parteien. Während die SVP mit Rückendeckung aus Innsbruck zunehmend den Eindruck hatte, Italien verzögere die Umsetzung des Pariser Vertrages einerseits bewusst, versuchte sie in Wien dadurch Druck aufzubauen, dass sie mit jedem verstreichenden Monat an Glaubwürdigkeit und Einfluss auf die Bevölkerung verlöre. Sogar von der Gefahr gewalttätiger Demonstrationen und „kriegerischer“ Übergriffe war die Rede, sollten sich in Sachen Autonomie und Rückoption nicht bald Ergebnisse abzeichnen. Andererseits zeigt sich in den hier abgelichteten Dokumenten auch eine interessante Kontinuität in der österreichischen Außenpolitik: Wie schon im Austrofaschismus war auch die österreichische Nachkriegsregierung zunehmend von der Notwendigkeit gutnachbarschaftlicher Beziehungen mit Italien überzeugt. Dies zeigte sich auch an der Bagatellisierung der Südtiroler Bedenken bezüglich des von Italien angepeilten Autonomiegebietes, der Benennung Südtirols (schließlich sollte es dann *Alto Adige* heißen, obwohl selbst in der italienischen Bürokratie häufig auf den Begriff *Sudtirolo* oder *Tirolo del Sud* zurückgegriffen wurde, wie beispielsweise in den zahlreichen Bänden der Documenti Diplomatici Italiani nachzulesen ist) oder der Komplexität der Rückoptionsfragen. Zunehmend schien jedenfalls Gruber davon überzeugt, nur eine eindeutige Westorientierung mit freundschaftlichen Beziehungen zu Italien könne Österreich den Staatsvertrag bringen.

Die neben diesen diplomatischen Dokumenten transkribierten Texte des Nachrichtendienstmitarbeiters Edgeworth Murray Leslie, der in Innsbruck wohnte und fleißig, teilweise sogar wöchentlich, Lageberichte an die Alliierten (vornehmlich London) schickte, bieten einen kleinen Einblick in die Einschätzung der Situation von außen. Nicht umsonst geben diese Dokumente dem vorliegenden Band eine interessante Wendung. Leslie war in seiner Einschätzung der Lage zwar den Südtiroler/Tiroler Anliegen durchaus wohlgesonnen, schätzte die Berichte aus Bozen, Innsbruck und mitunter auch Wien als das ein, was sie manchmal auch waren: Übertreibungen und Parteipolitik. Nicht außer Acht ließ er zudem jedoch die internationale Lage, in die er das Südtirol-Problem einzuordnen versuchte (und auch seine Interpretation der Lage vor Ort eingoss!). In dieser Einschätzung führte langfristig an einer Kooperation zwischen Österreich und Italien in einem stabilen Europa kein Weg vorbei. Diese Beurteilung wird im Übrigen z. B. durch einen ebenfalls externen Beobachter, Dennison Rusinow, dessen 1969 erschienenes Buch *Italien und sein österreichisches Erbe 1919–1946* erst kürzlich neu aufgelegt wurde (Athesia, Bozen 2017), bestätigt. Belege für die Richtigkeit dieser Bewertung finden sich auch in den Foreign Relations of the United States (1947, Council of Foreign Ministers; Germany and Austria, Volume II, Documents 566–570), wenn über die Fortschritte in den Verhandlungen etwa im September 1947 Bilanz gezogen wird: Hier heißt es unverblümt, diese seien bislang „not progressed beyond the discussion stage“, was am Desinteresse sowohl Italiens als auch Österreichs liege.

Damit ist wohl ein Manko des vorliegenden Bandes angesprochen: Sowohl englischsprachige als auch italienischsprachige Akten(-Editionen) sind mittlerweile nicht nur auf Papier, sondern auch online leicht zugänglich und greifbar. Diese hätten die hier getroffene Einschätzung des Herausgebers durch nationale und internationale Dokumente stützen können. Ebenso wären eine bessere Zitation der Dokumente

sowie zusätzliche Indizes wünschenswert, die ein leichteres Auffinden der Aktenstücke, Themen, Personen und Orte ermöglichen würden. Vielleicht sollte außerdem endlich über eine digitale Version der Akteneditionen zur Südtiroler Zeitgeschichte nachgedacht werden.

EVA PFANZELTER, Innsbruck

„Säuberungen“ an österreichischen Hochschulen 1934–1945: Voraussetzungen, Prozesse, Folgen, hg. von JOHANNES KOLL, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2017. ISBN 978-3-205-20336-0, 540 S., 21 Schwarzweißabb.

Einen vergleichenden Überblick über die personellen Auswirkungen der politischen Zäsuren 1934, 1938 und 1945 auf die österreichischen Hochschulen zu ermöglichen, ist das Ziel dieses Sammelbandes. Das Buch besteht aus 16 Beiträgen, die in drei Themenblöcke unterteilt sind: *Geschichtliche Rahmenbedingungen und methodische Aspekte*, *Hochschulen in Österreich: Fallbeispiele und Vergleiche* und *Der biografische Blickwinkel – ausgewählte Einzelschicksale*. Den Schwerpunkt stellt mit elf Beiträgen der zweite Teil dar. Redundanzen bleiben aufgrund der eng gefassten Thematik insbesondere in der (rechtlichen) Allgemeinbeschreibung der zeitgenössischen Situation nicht aus, wie auch Herausgeber JOHANNES KOLL eingangs erwähnt. Deutlich tritt aber die Singularität institutionenspezifischer Entwicklungen neben den vergleichbaren Prozessen hervor, wodurch trotz aller gesetzlichen Normierungen persönliche und institutionelle Handlungsspielräume dargestellt werden, deren Kenntnis für ein differenziertes Verständnis nicht nur hochschulbezogener, sondern auch allgemeinpolitischer Vorgänge unerlässlich ist. Die Beiträge sind unterschiedlich lang und präsentieren großteils eine Zusammenschau bereits an anderen Stellen veröffentlichter Ergebnisse aus den Forschungsschwerpunkten der Autor*innen. Dies ist nicht als Negativum aufzufassen, werden dadurch doch wichtige Informationen nunmehr gebündelt und vergleichend zugänglich gemacht.

Einleitend thematisiert Koll den Begriff *Säuberungen* und deren Umsetzung in totalitären Regimen, worauf die Konkretisierung im Kontext des Sammelbandes sowie ein Abriss über generelle und rechtliche Entwicklungen an den österreichischen Hochschulen zwischen 1934 und 1945 folgen. Trotz des Fokus auf Kontinuitäten im 20. Jahrhundert betont Koll unter Hinweis auf die komparatistische Ausrichtung der Ausführungen die Singularität der „Säuberungen“ im Nationalsozialismus. Es handelt sich, wie auch explizit erklärt wird, um eine personenzentrierte Analyse, die Aspekte wie Institutsneugründungen, „Arisierungen“ oder auch die „Reinigung“ von Hochschulbibliotheken nur am Rande in den Blick nimmt.

Teil eins beginnt mit MITCHELL G. ASHs Analyse der österreichischen Hochschulen in den politischen Umbrüchen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ash hält fest, was nicht nur für seine Ausführungen, sondern für sämtliche Beiträge bedacht werden muss: dass „Hochschulen“ und „Politik“ nicht als getrennte Faktoren zu behandeln sind, da die Autonomie der Universitäten als formalrechtlich staatliche Institutionen auf zugestandenem Rechten beruhte. Ausgehend von dem durch ihn geprägten Ressourcenbegriff widmet sich Ash den politischen Zäsuren als „Umgestaltung von Ressourcenkonstellationen“, wobei er von 1928 bis 1945 eine besonders enge Verzahnung der Ressourcen *Personen*, *Institutionen* und *Diskurse* konstatiert. MARKUS WÜRZER

fokussiert das Corpus der von Hochschulen, Sicherheits- und Polizeidirektionen angefertigten und im Österreichischen Staatsarchiv verwahrten Verzeichnisse über illegale studentische politische Aktivitäten im Austrofaschismus in einer Kombination aus quantitativer Auswertung und methodischen Ausführungen zu dieser Aktenart. Von allgemeiner Relevanz ist zudem Wurzers Beschreibung des zeitgenössischen Disziplinarrechts und dessen Veränderungen. Den Blick über die österreichischen Hochschulen hinaus richtet HELGA EMBACHER, indem sie exemplarisch Flucht-, Lebens- und Arbeitsbedingungen in den zentralen Exilländern nach 1938 beleuchtet. Nach der Einleitung geht Embacher erst gegen Ende des Beitrages wieder auf die Situation von Akademiker*innen ein, beschreibt aber sehr detailliert Karrierewege, -möglichkeiten und -unmöglichkeiten in der Emigration sowie Realität und Einflussfaktoren in Bezug auf die Rückkehr Vertriebener nach Österreich nach 1945.

Der Kern des Sammelbandes, die Untersuchung der einzelnen österreichischen Hochschulen auf Basis des jeweils vorhandenen Aktenmaterials, setzt mit der Analyse der Vertreibungspolitik an der Universität Wien während der 1930er- und 1940er-Jahre durch KATHARINA KNIEFACZ und HERBERT POSCH ein. Die Verfolgungsmaßnahmen gegen „rassische“ und politische Feindbilder des NS-Regimes werden anhand von Beispielen greifbar gemacht, zugleich werden auch allgemeine gesetzliche Entwicklungen und Handlungsmöglichkeiten der Betroffenen dargelegt. Ebenfalls mit der Universität Wien beschäftigen sich zwei weitere Beiträge, die aufgrund des chronologischen Aufbaus nicht unmittelbar anschließen. ROMAN und HANS PFEFFERLE setzen sich mit Entnazifizierung und Rehabilitierung der Professorenschaft der Universität Wien auseinander. Behandelt werden die drei Gruppen der Entnazifizierten: die Reichsdeutschen, die prinzipiell zu entlassen waren, jedoch mitunter an der Universität verbleiben konnten, die „Illegalen“ und die durch die staatliche Sonderkommission überprüften NS-Belasteten. Pfefferle und Pfefferle schließen mit der Feststellung, dass insbesondere unter Einberechnung von Alterspensionierungen und Todesfällen tatsächlich große Kontinuität im Personalstand der Universität Wien zwischen 1945 und 1956 vorhanden war. Die Entnazifizierung der österreichischen Studierenden untersucht ANDREAS HUBER. Mit Schwerpunkt auf Wien legt er in einer vergleichenden Analyse dar, wie oberflächlich, uneinheitlich und auch unregelmäßig die Überprüfung der Studierenden zunächst durchgeführt wurde und wie sich die gesetzlichen Bestimmungen veränderten. Auch die Bereitschaft der einzelnen Hochschulen sowie die Wahrnehmung der Verfügungen durch die Betroffenen werden diskutiert, wodurch Huber zu dem Schluss gelangt, die Entnazifizierungsmaßnahmen erfolgten „als bürokratische Pflichtübung ohne jeglichen Versuch einer geistigen Neuorientierung“ (455).

Mit den Professoren der Wiener Hochschule für Welthandel zwischen 1938 und 1945 beschäftigt sich der Beitrag PETER BERGERS, worin die Anknüpfung der Hochschule nach 1945 an die Ausrichtung während des Austrofaschismus zentral ist. Neben der Schilderung einzelner Karriereverläufe rücken auch der Rektor von 1939 bis 1944, Kurt Knoll, und dessen Bedeutung für die inhaltliche und politische Orientierung der Institution in den Fokus. JOHANNES KOLL fokussiert anschließend anhand zahlreicher Fallbeispiele die Ebene der Studierenden der Hochschule für Welthandel sowie die Aberkennung akademischer Grade. Berücksichtigt werden dabei die als jüdisch bzw. „Mischlinge“ definierten Studierenden sowie zugleich die posthume Promovierung gefallener Studenten.

Mit den „Säuberungen“ an der Technischen Hochschule Wien setzt sich JULIANE MIKOLETZKY auseinander, die Berufschancen und Internationalität ebenso wie die in der NS-Zeit vorgenommenen Titelaberkennungen bespricht. Detaillierte quantitative und qualitative Aussagen zur Veränderung im Lehrkörper nach 1938 werden durch interessante rechtliche Marginalien ergänzt, etwa die Rückerstattung der Studiengebühren der im Sommersemester 1938 zur Exmatrikulation gezwungenen Studierenden. Besonders wichtig ist der Hinweis von Mikoletzky, wie zentral die „Einbettung einer Person in ihr jeweiliges soziales Umfeld als ein wesentlicher Bestimmungsfaktor für ihre tatsächliche Situation angesehen werden muss. Bei Analyse und Beurteilung der ‚Säuberungen‘ sollte dieser Aspekt mehr Berücksichtigung finden.“ (260)

PAULUS EBNER beschreibt die Vorreiterrolle der Wiener Hochschule für Bodenkultur in der österreichischen Hochschullandschaft in Sachen Antisemitismus ab Mitte der 1920er-Jahre. Ebner arbeitet u. a. die Singularität der Folgen des *Anschlusses* an der Hochschule heraus, indem er das vorübergehend leitende „Triumvirat“, bestehend aus Rektor, selbst ernanntem „kommissarischen Leiter“ und zugleich NS-Dozentenbundführer sowie NSD-Studentenbundführer beschreibt, das – einzigartig neben der Abwertung der Position des Rektors – eine Integration der Studierendenvertretung in die Hochschulleitung bis 1939 darstellte.

ERWIN STROUHAL und LYNNE HELLER setzen sich mit der heutigen Universität für Musik und darstellende Kunst auseinander. Strouhal zeigt, dass die Jahre vor dem *Anschluss* in diesem Kontext kaum Personalveränderungen mit sich brachten, konstatiert aber die „Reinhaltung“ des Lehrkörpers – von Frauen und Juden, deren Anteil mit jeweils maximal 20 % (ungeachtet möglicher Überschneidungen) angegeben wird. Heller setzt mit den 1938 erfolgten Vertreibungen von Lehrenden und Studierenden fort, wobei sie auf Besonderheiten hinweist: Da der Großteil des Lehrpersonals mit Jahresverträgen angestellt war, die ohne Begründung mit dreimonatiger Frist gekündigt werden konnten, war die „Säuberung“ problemlos durchführbar. Auch galten die Studierenden als Schüler*innen, für die es zunächst keine klaren gesetzlichen Regelungen gab, denen schließlich jedoch das Studium untersagt wurde. VERENA PAWLOWSKY geht in ihrem Beitrag zur Akademie der bildenden Künste zunächst auf die Organisation ein, wobei besonders der Punkt des nicht geregelten Studienplanes und der Studiendauer sowie der Abgang der Studierenden ohne Staats- oder Diplomprüfung als akademische Künstler*innen bemerkenswert sind. Den Schwerpunkt stellt die Untersuchung des durch das NS-Regime geschädigten wissenschaftlichen und allgemeinen Personals sowie der Studierenden dar. Ein interessanter Aspekt ist, dass die Akademie bei der Überprüfung der „Abstammung“ Studierender bis 1942 keinen „Ariernachweis“ forderte, sondern lediglich eine „ehrenwörtliche Erklärung“. Der Beitrag umfasst zudem Kurzbiographien der vertriebenen Studierenden.

Zwei Beiträge behandeln schließlich die Situation der Hochschulen in Graz und Innsbruck. HANS-PETER WEINGAND schildert die „Säuberungen“ an den Grazer Hochschulen 1938/39, wobei er ausgehend von der Person des Medizin-Nobelpreisträgers Otto Loewy in das antisemitische Klima an der Universität Graz vor dem *Anschluss* einführt. Neben der Analyse der Vertreibungen von Studierenden und Lehrenden richtet Weingand den Blick zudem auf das bisher wenig erforschte Thema des Wechsels „illegaler“ Lehrender von österreichischen an deutsche Hochschulen während der Jahre 1933 bis 1937, deren Zahl er mit 16 beziffert. Die politische Lage an der Universität Innsbruck entlang der Zäsuren 1933/34, 1938 und 1945/50 analy-

siert PETER GOLLER, wobei er zunächst anhand von Beispielen die prekäre finanzielle Situation der Universität seit den 1920er-Jahren und die Verschärfung der Differenzen zwischen katholischen und nationalen bzw. nationalsozialistischen Angehörigen der Universität (Lehrende und Studierende) darlegt. Die personellen Veränderungen nach dem *Anschluss* sehr dicht beschreibend, weist er abschließend auf die Anknüpfung der Nachkriegszeit an den Austrofaschismus sowie die Rehabilitierung vieler ehemaliger Nationalsozialisten hin.

Der letzte Teil des Sammelbandes umfasst mit zwei Beiträgen den *biografischen Blickwinkel*. Zunächst behandelt KLAUS TASCHWER die Biografie des Wiener Ordinarius für Handels- und Wechselrecht Josef Hupka. Taschwer schildert ausgehend von der universitären Laufbahn Hupkas die antisemitische Ausrichtung des Großteils der Universität Wien und zeigt die Handlungsspielräume antinationalsozialistischer Lehrender anhand von Hupkas Einsatz gegen Antisemitismus auf. 1938 nach den *Nürnberger Gesetzen* als Jude entlassen, 1939 zunächst in die Schweiz, danach in die Niederlande geflüchtet, starb Hupka 1944 im KZ Theresienstadt. Der letzte Beitrag schließlich ist ein von JOHANNES KOLL 2013 geführtes lebensgeschichtliches Interview mit dem ehemaligen Studenten der Wiener Hochschule für Welthandel, Robert Eder, der nach dem *Anschluss* mit seinen Eltern, Großeltern, seiner Schwester und seinem Bruder nach Malta emigrieren konnte.

Der Sammelband bietet eine umfassende Zusammenstellung von Forschungsergebnissen zu den „Säuberungen“ an den österreichischen Hochschulen zwischen 1934 und 1945. Da die Grundlage der meisten Beiträge ausführlichere Studien und/oder Forschungsprojekte sind, ist eine weitere Vertiefung in die Geschichte der behandelten Hochschulen, auch unter Berücksichtigung anderer mit den Regimewechseln einhergehender Aspekte problemlos möglich. Bei aller Diversität gelingt es durch die Zusammenstellung der Beiträge dennoch, vergleichbare Entwicklungen nachvollziehbar zu machen, ohne dabei individualinstitutionelle Besonderheiten aus dem Blick zu verlieren. Hervorzuheben ist, dass auch die hochschulpolitischen Entwicklungen der Ersten Republik nicht ausgeklammert, sondern analytisch miteinbezogen werden. Auch der von den Autor*innen selbst über die jeweils behandelte Institution hinaus gerichtete Fokus unterstützt den*die Leser*in insofern, als – wo greifbar – Parallelentwicklungen an anderen Hochschulen besprochen werden, sodass ein Überblick über die „Säuberungen“ an den österreichischen Hochschulen im Untersuchungszeitraum nicht nur über die Gesamtlektüre des Sammelbandes zu erreichen ist.

INA FRIEDMANN, Innsbruck

Landschaftslektüren: Lesarten des Raums von Tirol bis in die Po-Ebene, hg. von MARKUS ENDER / INGRID FÜRHAPTER / IRIS KATHAN / ULRICH LEITNER / BARBARA SILLER (Edition Kulturwissenschaft 109), transcript, Bielefeld 2017. ISBN 978-3-8376-3553-9, 560 S., zahlr. Abb.

Mit der Einrichtung von Forschungsschwerpunkten an allen österreichischen Universitäten konnten sich in der Startphase viele (namentlich führende) Mitarbeiter/innen der diversen Fachdisziplinen nicht gleich anfreunden; das durch das Universitätsgesetz 2002 eingeleitete und somit von oben angeordnete Zusammenwirken über die Instituts- und Fakultätsgrenzen hinaus galt beinahe allerwärts als Spielwiese

für Kolleginnen und Kollegen, die in ihren Spezialfächern wenig bis nichts zu bestellen hatten. Das Murren ist inzwischen verstummt; wenn es indes noch eines Beweises bedurft hätte, dass interdisziplinäre Zusammenarbeit in vielfacher Hinsicht mehr zu leisten imstande ist als das hartnäckige Insistieren auf dem Status quo des Spezialistentums, dann liefern ihn die Herausgeber/innen und Beiträger/innen dieses ebenso voluminösen wie beeindruckenden kulturwissenschaftlichen Sammelbandes.

Beeindruckend ist schon das Layout (Gestaltung: Markus Ender). Beeindruckend ist die Zusammenstellung der Beiträge, die im Gegensatz zu den weithin üblichen Buchbinder-Synthesen zu erkennen gibt, dass hier, ausgehend von einem Symposium des Innsbrucker Forschungsschwerpunkts *Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte*, alle Beteiligten sich über die erste Begegnung hinaus vorbildlich aufeinander abgestimmt und tatsächlich einem gemeinsamen Anliegen verschrieben haben. Beeindruckend ist schließlich das Ergebnis: eine Erkundung der Landschaften, der (vielfach sich permanent wandelnden) Bedeutungsschichten des Raums von Tirol bis in die Po-Ebene, die unter sorgfältiger Berücksichtigung älterer und insbesondere neuerer theoretischer Konzepte aufweist, wie diese Landschaften verzeichnet und beschrieben, im Laufe der Geschichte konstruiert, rekonstruiert und dekonstruiert worden sind und was alles in diesen Gebieten erzählt, erinnert, verschwiegen worden ist und somit das kollektive Gedächtnis der Bewohner des Raumes prägt.

An dieser Stelle müssen einige wenige, stichwortartige Andeutungen zu einzelnen Beiträgen genügen. Schon der erste Aufsatz, der den Brenner-Pass und die Landschaft im Süden dieser Einfallspforte bis hin zur Po-Ebene in den Blick nimmt, listet mit Umsicht auf, wie die diversen Wahrnehmungen eines Raums sich und einander wiederholt überschlagen können: HANS HEISS verfolgt die Beobachtungen und Beschreibungstechniken von Italien-Reisenden, die kulturellen Markierungen und die politischen Instrumentalisierungen dieses Raums vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart und entwirft damit ein ungemein anschauliches Bild, in dem sich die unterschiedlichsten Facetten der Region widerspiegeln, u. a. die Traumstraße, die Transithölle, das Grenzmanagement (1918 / 1938–2016) und vieles mehr. Das Bild wird erweitert, der Blick wird geschärft durch eine Reihe künstlerischer, literarischer und literaturwissenschaftlicher Verankerungen. Dazu gehören Fotos von Installationen, die KATHARINA CIBULKA mit Schindeln aus der Region der Zentralalpen auf freiem Feld wie in verschiedenen Innenräumen gestaltet hat, ein Kommentar zu diesen Arbeiten (Interventionen) von LIZZY FIDLER, weiters Fotos von ARNO GISINGER aus dem (von Ettore Fagioli errichteten) Cesare-Battisti-Mausoleum in Trento sowie Fotos und Bilder von Gemälden, die MILENA MELLER zum Thema *baumgrenze* beige-steuert hat, und schließlich Analysen von IRIS KATHAN (über Kurt Lanthalers Roman *Das Delta*) und GERHILD FUCHS (über literarische Topographien der Po-Ebene, mit besonderer Berücksichtigung der *trilogia padana* von Gianni Celati): In den gesichts- und gedächtnislosen Siedlungen der padanischen Welt, die Celati ablichtet, ist den Menschen (meist) längst jede Heimatfindung schroff verwehrt. Auch das Dorf Mai-erlengo, das Zentrum des Lanthaler-Romans, ist auf den ersten Blick ein Nicht-Ort par excellence, identitäts- und geschichtslos; und doch, wie Kathan im Anschluss an Marc Augé erörtert, findet sich da unvermittelt ein Zwischenraum, der offen ist für neue Sinnstiftungsprozesse, für neue Begegnungen, für die Befreiung von gewohnten Zuschreibungen und Begrenzungen. *Das Delta*, ergänzt denn auch STEFANO ZAN-

GRANDO (derartige Beobachtungen aus der Sicht des Übersetzers zusammenfassend), „non è solo [...] un buon romanzo degno di valorizzazione in un orizzonte estetico sovranazionale e di lunga durata, ma è anche un'opera di grande attualità linguistica, politica e territoriale“.

In ihrem grundlegenden Forschungsbericht zum Landschaftsdiskurs unterstreicht SUSANNE RAU (die sich im Weiteren auf das Lyonnais, ein alles andere als einheitliches Territorium, als Fallbeispiel konzentriert) eindringlich, was für die Konstitution von modernen Landschaften ganz generell gilt: „dass sie ihrer Beobachter, Erzähler oder gestaltenden Akteure bedürfen“. In mittelalterlichen Texten ist das noch anders; sie sind an realistischen Raumbeschreibungen weniger interessiert, sehen vielmehr „Raum und Landschaft meist metaphorisch als innerlichen Erlebnisraum oder aber als Erinnerungsraum sakraler bzw. antiker Spuren“, wie CHRISTINA ANTENHOFER in ihrer weit ausholenden Studie zu Raum- und Reisebeschreibungen in mittelalterlichen Quellen vornehmlich zu Otto von Freising ausführt, dessen *Gesta Friderici* nicht nur Friedrich Barbarossa, sondern auch den Städten Oberitaliens ein Denkmal gesetzt haben. An den ersten ladinischen Poeten aus St. Ulrich, Matie Ploner (1770–1845) und seine (inzwischen untergegangene) Welt erinnert RUT BERNARDI. Über Orte, die ebenfalls durch Abgeschiedenheit und Geschlossenheit (ergo: wenig) gegläntzt haben, informiert dann auch ULRICH LEITNER; in seinem Beitrag geht es um Erinnerungen von so genannten Heimkindern der Fürsorgeanstalten Tirols und Vorarlbergs im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert.

In einer wohlfundierten und wunderbar illustrierten Studie entführt ANDREAS OBERHOFER die Leser/innen zu Kultorten für Frauen, in den Eingangsbereich des Pustertals. Dort geht er, Schritt für Schritt, den Spuren der Wallfahrt zu den heiligen drei Jungfrauen von Meransen nach, beeindruckt von den verschiedensten uralten Überlieferungssträngen, aber auch mit der gebührenden Skepsis gegenüber jüngeren Spekulationen über „Frauen-Landschaften“; wer seinen Ausführungen folgt, kommt kaum umhin, sich den Lindenweg zu merken und gleich vorzunehmen, einmal selbst das Einzugsgebiet des Kultes um die Jungfrauen von Meransen auszukundschaften. Landschaften haben immer auch mit Imaginationen, Erinnerungen, Empfindungen zu tun. Ausgehend von Martin Pollacks Beobachtungen zu *Kontaminierten Landschaften* analysiert BARBARA SILLER den Roman *Der Richtsaal* von Gerold Foidl vor dem Hintergrund der Erinnerungen an das Kosakenmassaker von Lienz. Vor allem im Psychiatrie-Kapitel (das in der ersten Fassung des Romans noch ausgegrenzt geblieben ist) wird nach ihrer Beobachtung „explizit die Verbindung zwischen äußeren und inneren Landschaften, also Seelenlandschaften“, hergestellt; dass die Verbindungslinien, alles andere als durchgängig parallel, sich im Text gelegentlich überkreuzen, ist allerdings kaum zu übersehen.

Vieles, was eine ausführlichere Würdigung verdienen würde, kann hier nur mehr erwähnt werden: *Site of Awe* zum Beispiel, eine Arbeit von ELKA KRAJEWSKA und GREGOR NEUERER; oder auch: die in Venedig angesiedelte Erzählung *Laguna Morta* von ANNA ROTTENSTEINER; der Text *Unter Tag* von ALOIS HOTSCHNIG, der „tief in den Körper von Schwaz“ führt und mit den Fotos von Arno Gisinger zum Komplex *Messerschmitzhalle* korrespondiert; ein Bericht von CARLA FESTI über die Familie Jülg-Clementi, Gedichte von CHRISTOPH W. BAUER, KURT LANTHALER und SEPP MALL; ein Essay von WALTRAUD MITTICH; Fotoserien von CHRISTINE S. PRANTAUER, STEFAN ALBER und CLAUDIA FRITZ; schließlich ein höchst spannender Beitrag über die

Empfindung und Darstellung von Landschaftszeiten aus der Feder des Komponisten ALBERT MAYR.

Der Brenner – Der Titel der Zeitschrift sollte bekanntlich nicht nur an den Passübergang, sondern auch an *Die Fackel* von Karl Kraus erinnern. Zwei Artikel befassen sich mit Ludwig von Ficker und speziell mit der Entwicklung der Landschaftsmetaphorik und der Raumtopoi in seiner Zeitschrift (zu der ja kein Geringerer als Carl Dallago das Geleitwort geschrieben hat). Interessante Aspekte, gewiss, auch im Kontext dieses Sammelbandes; gleichwohl, warum INGRID FÜRHAPTER und MARKUS ENDER in ihren Artikeln darauf verzichtet haben, den einschlägigen Stand der Forschung (wenigstens jeweils in einem knappen Abriss) mitzuteilen (und dementsprechend dann auch zu beherzigen): das bleibt ein Rätsel.

Das Resümee, alles in allem: Mit den *Landschaftslektüren* haben die Herausgeber/innen ein Standardwerk auf den Weg gebracht, das auch auf internationalem Level keinen Vergleich zu scheuen braucht und sich somit künftig geradewegs als Richtmaß für die Gestaltung kulturwissenschaftlicher Kompendien herauskristallisieren sollte.

JOHANN HOLZNER, Zürich

Krieg in der Region, hg. von REINHARD BAUMANN / PAUL HOSER (Forum Suevicum. Beiträge zur Geschichte Ostschwabens und der benachbarten Regionen 12), UVK, Konstanz/München 2018. ISBN 978-3-86764-827-1, 408 S., 21 Abb.

Nach der Lektüre von über 400 Seiten eines Längsschnittes zur Kriegsgeschichte von im Wesentlichen einer Region aus der Feder von 15 Autorinnen und Autoren ist der Rezensent verführt, der Heraklit zugesprochenen und im 21. Jahrhundert nicht mehr tragbaren Erkenntnis vom Krieg als dem Vater aller Dinge zuzustimmen. Denn der hier anzuzeigende Sammelband von REINHARD BAUMANN und PAUL HOSER eröffnet die Möglichkeit, viele der philosophiegeschichtlichen Interpretationen von Heraklits Aussage für das Verständnis von rund 500 Jahren Kriegsgeschichte des schwäbischen Raumes und seiner Nachbarregionen zuzulassen. So zeigen insbesondere die Beiträge von NIKLAS KONZEN, UWE TRESP, PEER FRIESS, REINHARD BAUMANN, GERHARD IMMLER, THOMAS ALBRICH und VERONIKA DIEM, dass Krieg im Sinne von Heraklit als Bewegung, als Gegensatz von Ruhe gedeutet werden kann und er damit Veränderung und Entwicklung mit sich bringt. Auch die naturphilosophische Interpretation von Heraklits Aussage vom Krieg als ursächliche Kraft allen menschlichen und natürlichen Seins lässt sich durch einzelne Beiträge, etwa jene von MICHAEL KAISER oder WOLFGANG WÜST, belegen. Schließlich machen die Studien von GERHARD HETZER, PAUL HOSER, CHRISTA HÄMMERLE, ELISABETH PLÖSSL und MICHAEL BAUMANN auf die ethische Dimension von Heraklits Aussage aufmerksam, insbesondere dann, wenn wir uns das gesamte diesem Vorsokratiker zugeschriebene Zitat vor Augen halten: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge und der König aller. Die einen macht er zu Göttern, die andern zu Menschen, die einen zu Sklaven, die andern zu Freien.“

Von Göttern, Menschen, Sklaven und Freien erzählen die 15 Aufsätze, welche – von zwei Ausnahmen abgesehen – auf Vorträgen der 15. Tagung des Memminger Forums für schwäbische Regionalgeschichte im November 2015 beruhen. Die beiden Ausnahmen, die Aufsätze von THOMAS ALBRICH über die Entwicklung des Hub-

schraubers Focke-Achgelis 223 sowie von ELISABETH PLÖSSL über Hedwig Lachmanns Antikriegsgedichte, fallen auch aus dem von den beiden Herausgebern geschilderten gemeinsamen Reflexionsrahmen als Motivation für das Symposium heraus. Dieser steht auf dem Boden der 1986 erstmals abgehaltenen Memminger Biennale, welche Geschichte als eine Erzählung von konkreten Räumen versteht, die sich nicht entlang moderner nationalstaatlicher Grenzen entwickeln, sondern als Netzwerk vieler räumlicher Verbindungen und Verflechtungen materialisieren. Daher widmen sich die Tagungen des Memminger Forums auch immer den Schnittstellen zu den das historische Schwaben umgebenden Regionen wie Altbayern, Baden, Elsass, die Schweiz, Tirol und Vorarlberg. So verhält es sich auch mit dem hier anzuzeigenden 12. Band der Reihe Forum Suevicum.

Für die Fragestellung nach dem „Krieg in der Region“, wie der Titel des 12. Bandes lautet, bieten sich bereits im Spätmittelalter erste Schnittstellen etwa ins nachmalige Österreich. So verweisen die beiden Herausgeber darauf, dass der Streit um das staufische Erbe unter Rudolf von Habsburg für die Grafen von Dillingen kriegerische Auseinandersetzungen bedeutete. Die Mehrzahl der schwäbischen Städte unterstützte den Habsburger gegen die Wittelsbacher. Bayerischer, Spanischer und Österreichischer Erbfolgekrieg zerstörten in den folgenden Jahrhunderten Teile von Schwaben ebenso wie der Schmalkaldische, der Schweizer, der Dreißigjährige oder der Franzosenkrieg. Neben diesen europäischen gab es auch ungezählte regionale Konflikte wie die Bauernkriege und die Fehden des Mittelalters, welche auf den Raum Schwaben Einfluss nahmen. Somit konstituierte Krieg das Schwabenland und seine Menschen. NIKLAS KONZEN erörtert Letzteres etwa an Hans Rechberg; UWE TRESP an Herzog Ludwig dem Reichen; REINHARD BAUMANN am Obristen Georg II. Frundsberg; MICHAEL KAISER an Kurfürst Maximilian I. und seinem Obristen Johann Winterscheid; CHRISTA HÄMMERLE an den Kriegskrankenpflegerinnen Agathe Fessler und Maria Pöll-Naepflin, welche aus Nachbarregionen des Schwabenlandes stammten.

Wie neben Einzelpersonen größere Gruppen auf Krieg reagierten und ihn in ihren Alltag integrierten, beschreibt OLIVER LANDOLT für die Eidgenossenschaft um 1500; PEER FRIESE für die oberschwäbischen Reichsstädte im Fürstenkrieg von 1552; GERHARD IMMLER für den Ort der Tagung, die Stadt Memmingen, in den beiden Jahren 1630 und 1647; WOLFGANG WÜST für das Benediktinerkloster Elchingen in den Franzosenkriegen; PAUL HOSER für die bayerisch-schwäbische Presse im Ersten Weltkrieg und VERONIKA DIEM für das Kriegsende 1945 in München, Oberbayern und Schwaben.

MICHAEL BAUMANN schließt den Tagungsband mit einer bemerkenswerten literaturwissenschaftlichen Studie über den Krieg in der Fantasy-Literatur ab und bildet damit quasi die Klammer über alle Beiträge und die Ausgangsfragestellung des 15. Memminger Forums und seines daraus publizierten 12. Tagungsbandes: Anhand eines von einem Memminger Künstler 1935 gemalten Bildes mit dem Titel *Der Berggeist*, das frappierende Ähnlichkeit mit dem Zauberer Gandalf aus den Romanen von J. R. R. Tolkien aufweist, erörtert Baumann, wie sich die Erzählung vom und über den Krieg im 20. Jahrhundert von der Tolkien'schen Zwischenkriegsliteratur, in der Krieg ganz im Sinne des militaristischen Verständnisses von Heraklits Aussage über den Vater aller Dinge als Abfolge von Schlachten mit Helden geschildert wurde, zur George R. Martin'schen postmodernen Literatur wandelt, in der Krieg

als eine Anhäufung von realistischen blutigen Schlachten ohne Heroen dargestellt wird. Diese wiederum käme der naturphilosophischen Interpretation von Heraklits Aussage über den Krieg nahe. In Form der US-Fernsehserie *Game of Thrones* ist er seit 2011 in vielen Haushalten präsent und nimmt Einfluss auf das zeitgenössische Verständnis von Krieg. Das zeigt, wie notwendig eine wissenschaftlich fundierte historische Längsschnittuntersuchung über den Krieg in einem überschaubaren Raum und seinen angrenzenden Regionen ist, wie sie der vorliegende Sammelband von Reinhard Baumann und Paul Hoser als fachliches Korrektiv zu gegenwärtigen gesellschaftlichen Diskursen bietet.

WOLFGANG WEBER, Innsbruck

Architekturführer Innsbruck. Architectural Guide Innsbruck, hg. von CHRISTOPH HÖLZ / KLAUS TRAGBAR / VERONIKA WEISS (Schriftenreihe des Archivs für Baukunst 10), Haymon Verlag, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7099-7204-5, 280 S., zahlr. Abb., Grundrisse und Pläne.

Mit diesem Architekturführer liegt erstmals ein handliches Buch vor, das in deutscher und englischer Sprache einen Leitfaden durch die Architekturgeschichte der Stadt Innsbruck bietet. Nach Stadtteilen geordnet, wird die Baukultur und Stadtentwicklung vom römischen Lager Veldidena bis in die unmittelbare Gegenwart beschrieben und analysiert. Begleitet werden die einzelnen Katalognummern von kurzen einführenden Texten zur Siedlungs- und Baugeschichte wie zur baulichen Entwicklung Innsbrucks nach 1945. Zudem erhält jeder Stadtteil eine kurze Einführung. Diese Texte sind sehr informativ, gut lesbar geschrieben, lassen aber auf Grund ihrer Kürze zu viel Wissenswertes außer Acht. Vielleicht wäre es besser gewesen, einen eigenen Band in englischer Sprache zu publizieren und somit mehr Raum zu gewinnen. Neben der Herausgeberin und den Herausgebern finden wir meist junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Kunstgeschichte und Bauforschung sowie angehende Architektinnen und Architekten, die mit Beiträgen vertreten sind. Auf Kolleginnen und Kollegen, die mit eigenen Forschungen zu den einzelnen Objekten ausgewiesen sind, wurde vom Herausgeberteam weitgehend verzichtet. Die Texte sind großteils sehr ambitioniert geschrieben und von unterschiedlicher wissenschaftlicher Qualität. Ein sparsamer Umgang mit kritischen Anmerkungen ist zu vermerken. So finden sich keinerlei diskussionswürdige Hinweise zum Umbau des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, zur Gestaltung des Landhaus-Platzes, zum Adler-Monument vor der Universität oder zum Pema-Hochhaus I. Warum einzelne Denkmale (Adolf Pichler) Eingang in dieses Buch finden, andere zentrale Kunst- und Bau-Projekte wie die Arbeit von Lois Weinberger im SOWI-Areal nicht, irritiert. Die Sinnhaftigkeit, noch nicht fertiggestellte Bauten und Plätze aufzunehmen (Haus der Musik, Platzgestaltung), darf hinterfragt werden. Die klare Positionierung im Hinblick auf den aktuellen Umgang mit dem sozialen Gemeindebau im Innsbruck der Zwischenkriegszeit ist erfreulich und wichtig (14). Die Zeitspanne des Nationalsozialismus in Innsbruck findet hingegen eine nur sparsame Berücksichtigung. Beeindruckend ist die reichhaltige Bebilderung, durchwegs neue Aufnahmen (Fotograf: Quirin Leppert), die spannende Ein- und Durchblicke gewähren, werden durch umfangreiche Lagepläne, Schnitte und Grundrisse ergänzt. Dieses Buch bereichert die Literatur zur Architek-

turgeschichte Innsbrucks entscheidend, ist gut lesbar, auch bei Spaziergängen wegen seiner Handlichkeit hilfreich und fällt durch seine ansprechende Gestaltung positiv auf. Es enthält sowohl für Einheimische wie Touristen, trotz mancher Kritik im Detail, viel Wissenswertes zur Stadt Innsbruck und ihrer baulichen Entwicklung.

CHRISTOPH BERTSCH, Rom

Max von Esterle: Karikaturen und Zeichnungen. Bildband, im Auftrag des Forschungsinstituts Brenner-Archiv der Universität Innsbruck hg. von CHRISTINE RICCABONA (Limbus Preziosen), Limbus Verlag, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-99039-109-9, 150 S., zahlr. Abb. und Fotografien.

Max von Esterle (1870–1947), der Innovationen aus Paris und München kannte und sehr persönlich verarbeitete, war einer der wichtigeren Tiroler Maler in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (was im Nachwort etwas ausführlicher hätte gewürdigt werden können). Seine bissigen Ausstellungsrezensionen im *Brenner* trugen zu einer Belebung der Innsbrucker Kunstszene bei. Das satirische Temperament, das er in ihnen an den Tag legt, kommt auch in den hier nachgedruckten Zeichnungen zum Ausdruck. Übrigens keineswegs in allen: Zumal Dallago, Trakl, Kraus, der Fotograf Kühn, Thomas Riss, der Pathologe Pommer und andere werden klug charakterisiert und nicht karikiert. Die Reduktion des Körpers auf einen Umriss und die Konzentration auf das rätselhafte Gesicht des Dichters machen etwa die Trakl-Zeichnung (53) zu einer wahren Interpretation.

Erschienen sind Esterles Zeichnungen zuerst im kurzlebigen *Föhn* (1909), dann – der überwiegende Teil – in den ersten Jahrgängen des *Brenner* (1910–1913), die letzte im März 1914. Das Nachwort weist zu Recht darauf hin, dass der Münchner *Simplicissimus* mit Olaf Gulbransson Esterle angeregt hat; den Innsbrucker *Scherer* (1899–1903) mit seiner nicht unwitzigen antiklerikalen Bildpropaganda erwähnt es nicht, obwohl schwer vorstellbar ist, dass Esterle ihn nicht angesehen haben sollte. Die Unterschiede in Stil und Intention sind freilich gewaltig – was für das Verständnis der kulturellen Situation in Tirol um 1910 nicht unwesentlich ist. Den maßgebenden *Scherer*-Autor Wallpach hat Esterle gezeichnet (47), ohne karikierenden Bezug auf dessen Germanentümelei (vgl. dagegen das Nachwort 146), aber mit einer gewissen Distanz.

Dargestellt hat Esterle Politiker, Literaten, Künstler und Wissenschaftler; nach diesen Kategorien sind die Bilder hier auch angeordnet – wie in der ersten Buchpublikation, *Tirols Koryphäen* von 1911. Dass keine Frau einer Abbildung für würdig erachtet worden ist, hat weniger mit Esterle als mit der damaligen Tiroler Szene zu tun. Wilhelm Greil, Ämilian Schöpfer, Julius Perathoner, Michael Mayr, Karl Schönherr und Ferdinand Exl kennt man noch, viele der Gezeichneten sind vergessen. Das Mayr-Bild (53) erscheint mir besonders bemerkenswert, weil Esterle den Historiker und Archivar gezeichnet, aber den künftigen Bundeskanzler getroffen hat – woran man allerhand Gedanken über die Möglichkeiten der Kunst anknüpfen könnte. Walter Hörmann (109) ist als Inbegriff des Ordinarius alten Stils porträtiert – dieses Bild hätte sich im Jahr 1968 hervorragend zur Instrumentalisierung geeignet. Esterles Zeichnungen bereiten Vergnügen, der Staatskünstler Defregger (77) etwa bringt einen zum Lachen, auch weil es den Typus nach wie vor gibt.

Die Herausgeberin gibt im Anhang Informationen über die Dargestellten (ein kleiner Fehler auf S. 118: Walther war, vor 1918, nicht Abgeordneter im österreichischen Nationalrat). Was fehlt, ist ein Blick auf die Gruppen und Cliques in Innsbruck und Bozen, denn die Zugehörigkeit zur einen oder anderen hat wohl die Entscheidung beeinflusst, jemanden zu zeichnen oder auf sein Bild zu verzichten, und ihn so zu zeichnen, wie er uns hier entgegentritt; *Föbhn* und *Brenner* werden mitgesprochen haben. Fast alle Mitarbeiter des *Brenner* hat Esterle gezeichnet; Haecker fehlt, weil das Erscheinen seiner ersten Beiträge mit Esterles Ausscheiden aus der Zeitschrift zusammenfiel. Es fehlt selbstverständlich der höhere Klerus und die Generalität; von den Künstlern gehen mir Matthias Schmid, Carl Moser und Artur Nikodem ab, von den Literaten Karl Emerich Hirt. Über diese Lücken lässt sich trefflich spekulieren ... Allerdings erst, wenn man weiß, dass im *Brenner* an die 30 weitere Zeichnungen (darunter solche von Theodor Däubler und Ludwig von Pastor) erschienen sind. Die Herausgeberin erwähnt zwar einmal, dass dort 72 Zeichnungen Esterles zu finden sind, aber weder sagt sie, dass ihr Buch eine Auswahlgabe aus den Zeichnungen Esterles für den *Brenner* ist, noch begründet sie ihre Auswahl. Das ist fast der einzige Mangel des Buchs, aber er wiegt doch recht schwer.

Zum kunstgeschichtlichen Ort von Esterles Zeichnungen hätte ein bisschen mehr gesagt werden können. Und weil wir gar nicht mehr wissen, wie *Tirols Koryphäen* ausgesehen haben, wären beispielhafte Fotos von einigen der Herren interessant gewesen. Zufällig habe ich parallel zum Schreiben dieser Besprechung Fotos von Wallpach gesehen, die Esterles Bild viel porträthafter, viel weniger karikaturistisch erscheinen lassen. Ähnliches gilt für die Ficker-Zeichnung (59). Andererseits: Das Buch ist kein wissenschaftliches Werk und soll vor allem Vergnügen bereiten. Die Einschätzung mancher Persönlichkeiten durch einen wachen Zeitgenossen sollte dennoch auch für die Historikerin interessant sein. So nebenher machen die Anmerkungen auch wieder die Bedeutung von München für das damalige Tirol bewusst. Reizvoll für den Sozialhistoriker: Von den abgebildeten Herren trugen nur acht keinen Bart.

So ist diese grafisch sehr ansprechende Ausgabe im Rahmen der „Limbus Preziosen“ zwar auch informativ – aber vor allem doch ein erheiternder Rückblick auf Tirol um 1910. Als solcher und als Erinnerung an einen bedeutenden Tiroler Künstler ist das Buch weit mehr als eine Tirolensie zum Verschenken.

SIGURD PAUL SCHEICHL, Innsbruck

GEORG JÄGER, Kaltes Grab am steilen Berg: Heuzieher-Unglücksfälle zwischen 1600 und 1945 in Tirol. Ein historisch-volkskundlicher Beitrag zur Berglandwirtschaft und Mensch-Umwelt-Problematik im Ostalpenraum, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7030-0942-6, 200 S., mit zahlr. Schwarzweißabb.

Der unermüdliche Geograph und Heimatforscher Georg Jäger widmet sich im nun vorliegenden Band einem besonderen Aspekt der historischen Berglandwirtschaft, dem Heuziehen. Dieses wird heutzutage kaum mehr praktiziert, weil das Bergeheu meist schon im Sommer mit dem Traktor auf einer Forststraße zum Hof transportiert worden ist. Zudem spielt der ursprüngliche Sinn der dahinter stehenden Wirtschaftsweise, die Eigenversorgung mit Nahrungsmitteln, kaum mehr eine Rolle.

Über Jahrhunderte waren aber auf den Tiroler Bergmähdern ein bis zwei Drittel des gesamten Heus gewonnen worden. Dieses wurde aber erst im Winter ins Tal gebracht, da es auf dem Schnee leichter transportiert werden konnte. Zunächst mussten Heuwege („Riesen“) angelegt werden. In der Folge schaufelten mehrere gut ausgerüstete Männer die Heustadel und Heuschober vom Schnee frei und machten sich dann an die halsbrecherische und rasante Abfahrt. Die größte Gefährdung stellten dabei Staublawinen dar; manchmal kamen Bauern aber auch mit ihren 200–300 Kilo schweren Fuhren vom mit Eis oder Schnee überzogenen Bergweg ab und stürzten in die Tiefe.

Georg Jäger hat für den Zeitraum von 1600 bis 1945 tirolweit 113 Heuzieher-Unfälle mit insgesamt 249 Toten erfasst und akribisch dokumentiert: Zwei Drittel der getöteten Heuzieher kamen aus den Bezirken Lienz und Reutte, in denen auch 13 Frauen ums Leben kamen. In Tälern wie dem Lechtal und dem Defereggental beteiligten sich nämlich auch körperlich starke Frauen an dieser halsbrecherischen Arbeit.

Der Autor dokumentiert aber auch in ausführlicher Form Erzählungen und Sagen aus Nord-, Ost- und Südtirol zum Themenkomplex. Besonders lebendig in Erinnerung geblieben ist das reichhaltige und gute Mahl nach getaner Arbeit, welches zur Redewendung „Essen wie die Heuzieher“ beigetragen hat. In einer Reihe von Hochgebirgstälern erinnerten Marterln mit ihren Gedenksprüchen an bei dieser überaus harten Arbeit ums Leben gekommene Bauern. Wenig tröstlich war der Tiroler Volksglaube, dem zufolge nur der vom Schnee erdrückt wurde, der mit einer „Schwarzen Seele“ heuziehen ging.

Sorgfältig ausgewähltes Bildmaterial rundet die überaus interessante Darstellung ab. Georg Jäger ist es mit ihr gelungen, einen lebendigen und überaus interessanten Einblick in einen wesentlichen Aspekt der Landwirtschaft am Berg zu vermitteln.

ROMAN SPISS, Innsbruck

Reimmichl Volkskalender 2018, red. von BIRGITT DREWES, Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck/Wien 2017. ISBN 978-3-7022-3602-1, 256 S., zahlr. Farbabb.

Unaufhaltsam strebt der traditionsreiche Reimmichl-Kalender – von dem Priester Sebastian Rieger im Jahr 1920 gegründet und ab 1925 dann unter seinem Pseudonym „Reimmichl“ herausgegeben – seinem einhundertsten Geburtstag entgegen. Für das Jahr 2018 erscheint er in neuem grafischen Gewand, jetzt unter der redaktionellen Federführung von BIRGITT DREWES und wieder in der bewährten Kombination aus Kalendarium und rund 30 kurzen, höchst unterschiedlichen Textbeiträgen zu regionalgeschichtlichen, gesellschaftlichen, brauchtümlichen, religiösen, populärkulturellen oder politischen Themen; auch einige literarische Texte sind darunter. Eine illustre Schar an AutorInnen hat sich wieder im Reimmichl-Kalender versammelt; bei dieser Gelegenheit ein kleiner Wunsch des Rezensenten: Es wäre schön, im Inhaltsverzeichnis nicht nur die Titel der Beiträge, sondern auch die zugehörigen Namen der VerfasserInnen zu finden.

Der breite thematische Bogen spannt sich in diesem Jahr lose um das Dauer-Überthema „Heimat“. Er perspektiviert dieses emotional und symbolisch ebenso stark befrachtete wie umkämpfte Konzept aus unterschiedlichen Richtungen: Inter-

views mit Altpolitikern (Franz Fischler) sind ebenso zu finden wie ein regionalkulinarischer Beitrag über die Bauernkuchl, ein Porträt über die Zillertalerin Maria Schiestl, die als Ärztin in Afrika wirkte, oder Abrisse über die Innsbrucker Exl-Bühne oder die Firmengeschichte der Tiroler Röhren- und Metallwerke in Hall – um nur einige Beispiele herauszugreifen. Ein buntes Potpourri teils informativer, teils unterhaltsamer oder beschaulicher, nur selten betulicher Texte bietet also für jeden etwas. Die Beiträge sind fast durchweg lesenswert, gut geschrieben und lektoriert – ein gedoppelter Absatz von Raimund Schreier, der sich nicht nur korrekt auf S. 81, sondern auch fremdkörperartig verrutscht noch einmal auf S. 87 findet, stellt eine Ausnahme dar und fällt nicht weiter ins Gewicht. Wer genau hinsieht, der findet neben Erbaulichem durchaus auch Zeitkritisches und weniger Bequemes, hervorzuheben wäre hier etwa PETER PLAINKNERS Beitrag zur „Kampfzone Heimat“.

Der neueste Reimmichl zeigt sich also bewährt vielseitig und heterogen, darüber hinaus in angenehm modernisiertem Erscheinungsbild. Die Modernisierung sollte sich jedoch weiterhin, wenn der Kalender seinen 100. oder gar 125. Geburtstag wohlbehalten und in hoher Auflage erleben möchte, nicht nur auf den grafischen Relaunch beziehen, sondern auch noch stärker auf inhaltliche Aspekte, die den längst stattfindenden gesellschaftlichen Wandel aktiv reflektieren und begleiten. Bislang richtet sich der Reimmichl, ganz in seiner eigenen Tradition stehend, offenkundig an ein traditionell-christlich orientiertes Publikum, das mit dem Untertitel „Volkskalender“ auch als Mehrheitsgesellschaft adressiert wird, wobei jüngere Umfrageergebnisse (55) darauf hindeuten, dass auch viele Exil-TirolerInnen darunter sein dürften.

Hinweise auf eine sich immer mehr und wohl auch irreversibel säkularisierende und weltanschaulich pluralisierende Gesellschaft finden sich zwar auch, allerdings eher in vorsichtigen Dosen: im kalendarischen Teil mit Angaben zur kalendarischen Ordnung in Judentum, Islam und chinesischer Zeitordnung, im Aufsatzteil etwa mit den Beiträgen von EDITH HESSENBERGER über die Heimat-Suchbewegungen von geflüchteten Menschen, von YASEMIN KARAGÖZ über ihre eigenen Beheimatungserfahrungen oder von TATJANA SCHNELL über Sinnstiftung auch jenseits religiöser Orientierungen. Derartige Texte tun dem „Reimmichl“ gut, denn insgesamt ist die vorwiegend christlich-katholische Orientierung unübersehbar, dies zeigt sich etwa in den kurzen Heiligendarstellungen, den Namenstagnennungen im Kalendarium, dem Sternsinger-Titelbild und auch Textbeiträgen wie jenen von Altbischof MANFRED SCHEUER, Abt RAIMUND SCHREIER oder der Religionspädagogin MARIA PLANKENSTEINER-SPIEGEL. Das muss nicht unbedingt ein Problem sein, gerade dann, wenn mit dem Kalender hauptsächlich ein katholisch-traditionelles Publikum angesprochen werden soll, das zudem aus der „Ferne“ (s. o.) mit der Lektüre vielleicht auch sentimental-nostalgische Aspekte verbindet. Und doch werden hier auch Chancen sichtbar, die bislang noch ungenutzt bleiben und die in Zukunft möglicherweise besser ausgeschöpft werden könnten: Wie wäre es etwa, künftig neben den katholischen auch jüdische, muslimische oder andere christliche Feiertage systematisch zu verzeichnen? Vielleicht sogar ergänzt durch kurze, erklärende Beiträge im redaktionellen Teil? Und könnten nicht neben katholischen auch andere geistliche Amts- und Würdenträger aus der Region zu Wort kommen? Vielleicht ließe sich auf diesem Wege nicht nur das Publikum erweitern, sondern auch dem 60-plus-Stammpublikum (55) noch die eine oder andere interessante Information mit auf den Weg geben, die

zudem deutlich machte, in welcher weltanschaulichen Breite und kulturellen Diversität sich unsere Gesellschaft längst entwickelt hat und auch weiterhin entwickeln wird. Denn auch dies gehört zu einem zeitgemäßen, reflektierten Umgang mit dem Konzept *Heimat* unweigerlich dazu.

TIMO HEIMERDINGER, Innsbruck

JOHANN KNOLL, THOMAS BERTAGNOLLI, KARL C. BERGER, GEORG KEUSCHNIGG, **Tirol unter alten Dächern: Museum Tiroler Bauernhöfe. Bildband**, Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7022-3620-5, 144 S., Fotografien von Roland Defrancesco.

„Neue Perspektiven“ versprach das Museum Tiroler Bauernhöfe zum 40-jährigen Bestandsjubiläum 2015 und ließ das Museumsgelände zu einer „Erlebniswelt“ mit Themenschwerpunkten, Mitmachstationen und Lehrpfaden werden. Auf diese „neuen Einblicke in das alte Tirol“ bezieht sich auch der 2017 herausgegebene Bildband *Tirol unter alten Dächern*.

Der Aufbau des Buches ist übersichtlich und stringent. Nach einer knappen Einleitung mit einer Skizzierung der wichtigsten Hofformen werden die 14 Prototypen sowie bäuerlich geprägte Neben- und Zusatzgebäude präsentiert, zusammengefasst in vier Landesregionen: Oberland/Außerfern, Tirol Mitte, Unterland und Osttirol/Südtirol. Den Abschluss bilden Informationen zur technischen Umsetzung des Ab- und Wiederaufbaus eines Hofes.

Obwohl in einem „Bildband“ erwartungsgemäß Abbildungen im Vordergrund stehen, wurde an den Erläuterungen zu den einzelnen Beispielen bäuerlicher Architektur und den eingefügten Exkursen zu den Themenbereichen „Gemeinschaft“, „Herrschaft“, „Landschaft“ und „Wirtschaft“ in Tirol recht gespart, wenn nicht gar geizt. Dies befremdet insbesondere, da die Texte durchwegs informativ, sachkundig und kurzweilig verfasst sind, was angesichts der beiden versierten Fachautoren Thomas Bertagnolli und Karl C. Berger nicht verwundert.

Die Fotografien von Roland Defrancesco treten in einen spannenden, wenn auch – wie gesagt – etwas einseitigen Dialog mit den Texten. Diese Spannung entsteht vor allem durch die Motivwahl und die zum Teil eigenwilligen Ein- und Ausblicke Defrancescos in die bäuerliche Wohn-, Lebens- und Arbeitswelt, wodurch der Fotograf eine tiefe Emotionalität in seine Bilder bringt. Seine auffällige Vorliebe für gewitterschwangere Himmel kann allerdings als etwas „zu viel des Guten“ empfunden werden. Auf jeden Fall störend ist eine zum Teil erhebliche Unschärfe in vielen Abbildungen, die sich vom kompositorischen Spiel mit der Tiefenschärfe weit entfernt und den atmosphärischen Fotos keinen Dienst erweist.

Nicht nur ein „zu viel des Guten“, sondern ein „allzu viel ist ungesund“ drängt sich schließlich in Bezug auf die grafische Gestaltung auf. So mag eine größere Schrift die Lesbarkeit für ein breiteres Publikum erleichtern. Im Buch hat dieses Ansinnen zum Teil in die Gegenrichtung ausgeschlagen. Die Schriftgröße für Fließtexte im Printbereich sollte sich zwischen 10 und 14 pt bewegen, um ein optimales Maß an Lesbarkeit zu ermöglichen. Die Exkursteaser weisen jedoch eine für Überschriften vorgesehene Schriftgröße von über 30 pt auf, weshalb ein Absatz von ca. fünf Zeilen eine ganze Seite benötigt und eine optische Erfassung mehr als erschwert wird. Eine

etwas ausführlichere Abhandlung der thematisch doch recht weit gefassten Exkurse, um die dafür vorgesehenen Doppelseiten zu füllen, wäre sinnvoller und wünschenswerter gewesen.

Die Texte wurden zudem zum Teil in Weiß auf farbigem Hintergrund gesetzt, was gut sein kann, in den vorliegenden Beispielen jedoch nicht geglückt ist. Ein unruhiger Untergrund erschwert die Lesbarkeit beträchtlich. Dasselbe gilt für die vertikale Ausrichtung der Hofüberschriften, die ein Drehen des Buches unumgänglich macht, was dem Lesekomfort nicht förderlich ist.

Insgesamt entsteht beim Durchblättern und Betrachten des Buches doch der Eindruck, als hätte man zugunsten einer vermeintlich „hippen“ Aufmachung Inhalt und Lesbarkeit in die zweite Reihe gestellt. Für die GestalterInnen wäre es eventuell ratsam gewesen, dem Einleitungssatz im Buch zum fotografischen Rundgang durch das „Tirol unter alten Dächern“ zu folgen: „[...] staunen Sie, wie schön Bescheidenheit sein kann.“

ANDREA ASCHAUER, Völs

Matthias tanzt: Salzburger Tresterer on Stage. Kunst und Wissenschaft im Dialog. Ausstellungskatalog, hg. von ULRIKE KAMMERHOFER-AGGERMANN (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien 103), Verlag Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien 2017. ISBN 978-3902381545, 176 S., zahlr. Abb./Ill.

Matthias tanzt. Das Begleitbuch wird der gleichnamigen Ausstellung gerecht, die im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien (18.11.2016–19.2.2017) zu sehen war, und im darauffolgenden Jahr nun im Volkskundemuseum Monatsschlössl (24.3.–4.11.2018) mit leichten Adaptierungen auch dem Salzburger Publikum präsentiert wird. Die Ausstellung erstellten das Salzburger Landesinstitut für Volkskunde (SLIVK) und der Verein zur Förderung des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde. Der Titel der Ausstellung weckt sofort Fragen: Wer ist Matthias? Wie tanzt er? Auf welcher Bühne? Die Ausstellungsinstallation wie die Publikation beantworten diese Fragen ausführlich. Ein wesentliches Element der musealen Schau jedoch ist nicht auf die papierene Form zu übertragen: Die BesucherInnen können selbst Musik auflegen, eine Bühne betreten und sich den Bewegungen jener Männer anschließen, die in einer Videoinstallation zur Musik tanzen. Künstler Thomas Hörl tritt hier in einen tänzerischen Dialog mit Perchtentänzer Matthias Eder – der im Jahr 1939 vor der Kamera von Tanzpädagogin Ilka Peter und Volkstanzlehrer Herbert Lager die tanztechnischen Schrittfolgen des Tresterer-Tanzes vorführte – gehandelt als die letzte Person, die das Trestern noch zeigen könne. Thomas Hörl, in ein Hanswurst-Kostüm gekleidet, schneidet sich selbst farbig in diesen historischen Film, der Matthias Eder ohne sozialen Kontext des Tanzes vor einer weißen Wand zeigt. Nun verändert sich die Filmarbeit von einem Demonstrationsvideo hin zu einer aufeinander zugehenden, attraktiv werbenden Tanzbewegung. „Beim gemeinsamen Stampfen kommen sie sich näher“ – so ULRIKE KAMMERHOFER-AGGERMANN, Herausgeberin des Bandes und Kuratorin der Ausstellung.

Die Publikation setzt sich mit dem Funktions- und Bedeutungswandel des Tresterers auseinander. Das Tresterertanzen ist ein Brauch, der im Pinzgau und in der

Stadt Salzburg um den 5. Jänner durchgeführt wird. Die Anfänge dieses Reigentanzes mit Stampf- und Sprungschritten (*trestern* für stampfen, klopfen), der als Höhepunkt von Maskenumzügen in Gasthäusern und Stuben aufgeführt wird, liegen im mittelalterlichen Fasching und im höfischen Karneval in Renaissance und Barock. Die typisierten Masken, wie Bettler, Geistliche oder Wanderhändler, sind voller sozialkritischer Anspielungen, die „schönen Tresterer“ bilden dazu einen Kontrapunkt. Im 19. Jahrhundert förderte und veränderte den Brauch das Interesse der städtischen Bürger an einem idyllisch verklärten Landleben. Im Habsburgischen Vielvölkerstaat war der Tanz identitätsstiftendes Element des Nationalismus, ebenso in der Zeit des Austrofaschismus und Nationalsozialismus. Die Mythen über die Ursprünge des Tresterns, die in dieser Zeit geschaffen wurden, erweisen sich als langlegig. Kammerhofer-Aggermann thematisiert das Trestern als „städtische Aneignung der letzten rund 140 Jahre, die aufs Land zurückgeschlagen hat“. Dass das Trestern parallel zum dörflichen Maskenumzug auch auf die städtischen, touristischen und politisch instrumentalisierbaren Bühnen erhoben wurde, hat wesentlich mit dem großbürgerlich-adeligen „1. Gebirgstrachtenverein Alpinia“ zu tun. 1911 führte er den medial als Neuheit kolportierten Tresterertanz erstmals auf und machte ihn zum Teil der „Alpinen Abende“ im Salzburger Kurhaus, an denen sich städtisches Publikum erfreute. Kammerhofer-Aggermann macht Kulturtransfers und Aneignungsprozesse deutlich, die u. a. auf Einflüsse des venezianischen Karnevals aus dem 16. Jahrhundert zurückgehen, die über Handelswege in die Alpen und von Fürstenhöfen aufs Land transferiert wurden. Bei den Wiederaufnahmen allerdings wurde vor allem auch von Volkskundlern sowie Ausführenden eine kultische Deutung eines „uralten“ Fruchtbarkeitsbrauches propagiert. So beschreibt Kammerhofer-Aggermann in der Beschäftigung mit dem Tresterertanz als wesentlich, ahistorische Sichtweisen auf Bräuche zu hinterfragen und zu verdeutlichen, dass bei Aneignungsprozessen stets eine Neugestaltung und Anpassung nach Bedürfnissen passiert.

LISI BREUSS beschreibt in ihrem Beitrag die Idee und Umsetzung für die Ausstellergestaltung und -grafik. Auf mehreren Bühnen sollten Verbindungen und Diskussionen zwischen Wissenschaft und Kunst ermöglicht werden. Für die Tanzfläche, die Vitrinen und die Figuren für Tresterer-Kostüme wurden Bühnen aus Bauholz gebaut. In jenem Raum, der wissenschaftliche Erkenntnisse anhand historischer wie gegenwärtiger Dokumente (vor allem in Reproduktion) präsentiert, sollen die unterschiedlich geeigneten Grafiktafeln an einer langen Vitrine auf Brüche und Bedeutungsverschiebungen, aber auch blinde Flecken im Laufe der Geschichte verweisen. Künstler THOMAS HÖRL stellt den historischen Objekten korrespondierende Gegenstände gegenüber. So bricht er etwa die Ästhetik jener drei ältesten erhaltenen Tresterer-Kostüme, die Wilhelm Hein 1893–1896 angekauft hatte, indem er Gipsabgüsse seines Körpers und somit seine eigenen Maße in Form einer Hülle dazustellen, die den einstigen Träger vermuten lässt. Rautenmuster-Vorhänge – in Anlehnung an Harlekin- oder Hanswurst-Kostüme – hängen an den Wänden, verbergen und verhüllen, lassen entdecken und neu finden.

Die Autoerotik des Tresterns thematisiert VITUS WEH in einem Aufsatz. In Verbindung mit der Faszination von der Exotisierung des Eigenen sieht er die Arbeit von Thomas Hörl. Er entdeckte den Pinzgauer Vorpercht Matthias Eder auf einer Fotografie von 1898 und forschte ihm anhand von Foto-, Film- und Tonaufnahmen bis 1939 nach, um sich ihm schließlich tanzend im Film auch körperlich anzunähern.

Vier Protokolle zu den Filmaufnahmen, die 1939 im Phonogrammarchiv aufgezeichnet wurden, geben einen Einblick in die Aufzeichnungspraxis von ILKA PETER und HERBERT LAGER: Was „Matthias Eder vulgo Höller Hias, 64 Jahre, Kleinbauer, Holzknecht, Melker, aus Uttendorf im Oberpinzgau“ vor der Kamera zeigt, wird zerlegt in einzelne Elemente, um eine Einordnung und Systematisierung zu erlangen.

KATHRIN PALLESTRANG rückt den Orientalisten und Sprachforscher Wilhelm Hein sowie kostümgeschichtliche Details der Tresterer-Kleidung in den Mittelpunkt. Hein kaufte jene drei Tresterer-Kostüme, die sich heute im Bestand des Österreichischen Volkskundemuseums befinden, in Krimml im Salzburgischen Oberpinzgau auf Forschungsreisen als Mitarbeiter der anthropologisch-ethnographischen Abteilung für das k. k. Naturhistorische Museum an. Bereits die Erwerbungs-geschichte gibt Hinweise auf Transformationen, Belebung und Ablegung von Bräuchen – Hein notierte, dass Rupert und sein Bruder Paul Wechselberger, die aus dem Südtiroler Ahrntal nach Krimml kamen, diese „Tresterer-Costüme“ bei einer Aufführung trugen. Dass er sie erwerben konnte, so Pallestrang, legt nahe, dass sie nicht mehr benötigt wurden.

Anhand des Tresterertanzes schafft die Publikation nicht nur ein Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Kunst, sondern macht auch ganz wesentlich jenes zwischen wissenschaftlichen Perspektiven und kulturellen Praxen sichtbar. Sie öffnet die Diskussion über die Beziehung zwischen wissenschaftlich Forschenden und Brauchausführenden, die sich ebenso nach den zeitgenössischen wissenschaftlichen Standards und Interessen verändert – und sich an unterschiedlichen Deutungsweisen reibt und neue Perspektiven öffnet.

ANNA ENGL, Innsbruck

Kulturen an den ‚Peripherien‘ Mitteleuropas (am Beispiel der Bukowina und Tirols), hg. von ANDREI CORBEA-HOISIE / SIGURD PAUL SCHEICHL (Jassyer Beiträge zur Germanistik 18), Editura Universitatii „Alexandru Ioan Cuza“ / Hartung-Gorre, Jassy/Konstanz 2015. ISBN 978-3866285286, 576 S.

Der Titel des Bandes weckt dank dreier Leitbegriffe große Erwartungen: Kulturen, Peripherien und Mitteleuropa sind drei Basiskonzepte, deren Verknüpfung und analytische Bearbeitung Gewinn verspricht, vor allem dann, wenn ihr Gehalt begrifflich geschärft wird. Zudem regen die Exempla weiteres Interesse an, sind doch Tirol und die Bukowina Grenzregionen von besonderer Spannungslage und politisch-kultureller Tektonik. Scheinbar am Rande der Habsburgermonarchie platziert, gewannen sie durch Verflechtungen und Kontraste mit auswärtigen Nachbarräumen und dank sprachlich-kultureller Vielfalt erhebliche Bedeutung, die ihre überschaubare Dimension überstieg.

Allfällig hoch gespannte Erwartungen verfliegen aber beim Blick auf das Inhaltsverzeichnis. Die Gliederung ist mit zwei Hauptteilen – „Sprache“ sowie „Literatur und Kultur“ – konventionell gestrickt, an sie schließen ein Quellenanhang, eine Rezzori-Hommage und ein Rezensionsteil an. Zudem ist der Titel ein charmanter Etikettenschwindel: Die Bukowina und Tirol nehmen zwar den Schwerpunkt der Beiträge ein, daneben finden aber auch Vorarlberg und das Banat Eingang, sodass ein stringenter Vergleich der beiden Räume nicht vorliegt.

Erstaunlich zudem, dass die Herausgeber weder dem ersten Großabschnitt „Sprachgeographie und Sprachgeschichte“ im Umfang von 185 Seiten noch dem

noch gewichtigeren, der „Literaturgeschichte und Kulturgeschichte“ gewidmeten zweiten, 300 Seiten starken Teil Einführung oder Zusammenfassung beigegeben haben. ANDREI CORBEA-HOISIE und SIGURD PAUL SCHEICHL hatten gewiss ihre liebe Not damit, über 30 Beiträgerinnen und Beiträger zu pünktlicher Abgabe ihrer Artikel zu verhalten. Wenn sie sich aber angesichts des ambitionierten Titels und des Umfangs des Bandes auf ein dürres Vorwort von anderthalb Seiten beschränken, so mag dies entweder Erschöpfung oder Kapitulation vor dem weit gespannten Thema bedeuten, ein gravierendes Defizit bleibt es allemal.

Denn falls geisteswissenschaftliche Disziplinen europaweit eine minimale Chance wahren wollen, einen Beitrag zur Interkulturalität und zum Austausch europäischer Regionen zu leisten, sollten sie sich bietende Gelegenheiten nutzen, um die Aufgabe der Vermittlung engagiert wahrzunehmen. Keinesfalls aber dürfen sie sich darauf beschränken, einen Sammelband dieser Größenordnung ohne verbindende analytische Klammer durchzuwinken und ihn bloß als Möglichkeit zur Mehrung wissenschaftlicher Curricula zu betrachten.

Wie reizvoll wäre es etwa gewesen, die Beiträge über Rumänisch als Grenzsprache und die Rolle des Deutschen in der sogenannten Peripherie der Bukowina bzw. Südtirols vergleichend abzuwägen? Dass dies nicht einmal im Ansatz erfolgt, ist mehr als bedauerlich. Dabei bieten die Dynamik der Sprachentwicklung des Rumänischen wie auch des Deutschen in Rumänien in ihrer wechselseitigen Entwicklung und in ihrer Reaktion auf gesellschaftlichen Wandel wie auf politischen Umbruch eine Fülle komparativer Möglichkeiten. Auch wenn sich die vorgestellten Exempla überwiegend auf Südrumänien und die Bukowina beschränken und (Süd-)Tiroler Beispiele nur in zwei Aufsätzen abgehandelt werden, wäre ein Vergleich hilfreich.

Dies belegt der kenntnisreiche Aufsatz von HERMANN SCHEURINGER (Regensburg), der die doppelte, ethnische und soziale Peripherisierung des Deutschen in der mehrsprachigen Karpatoukraine sorgsam abwägt und in diesem beengten Kontext eine bis nach 1945 dennoch erhöhte Dynamik des Deutschen ausmacht. Seine kundige Beschreibung eines kleinen, aber für Mitteleuropa klassischen Übergangsraumes ist ein Glanzstück des Bandes. In den besten Momenten dieses mehrsprachigen Raumes konnte man in Orten wie Munkatsch das Ruthenische, Ungarische, Tschechische, Russische und Deutsche im täglichen Umgang „auf der Gassn“ in passabler Manier erlernen, wie die dort lebende Theresia Wiesinger Autor Scheuringer vor vielen Jahren schmunzelnd verriet.

Dass an der sogenannten „Peripherie“ auch die Übersetzungstätigkeit und die Translation ins Deutsche prosperierten, erschließt IULIA ZUP (Jassy), wenn sie die deutschsprachige Elite in der Bukowina als selbstbewusste Mittlerin zwischen dem Rumänischen und dem Deutschen ins Spiel bringt, dank einer enormen Übersetzungsleistung, mit der Juristen wie der Siebenbürger Ion Budai-Deleanu (1760–1820) die österreichischen Rechtskodifikationen ins Rumänische übersetzten.

Die wechselseitige und produktive Kontamination von Sprachen zeigt sich in der vergleichenden Lektüre der Beiträge von ANA-MARIA PRISACARU (Jassy) und GÜNTHER PALLAVER (Innsbruck). Während Prisacaru deutschen Einflüssen in den Toponymen in der rumänischen Bukowina nachgeht und deren erheblichen Trickle-down-Effekt dokumentieren kann, registriert Pallaver die Präsenz deutscher Lehnwörter im Trentiner Dialekt. Obwohl der Kompetenz nach Politikwissenschaftler, greift Pallaver auf sein Erfahrungsreservoir als Bürger des mehrsprachigen Dorfes Branzoll im Süd-

tiroler Unterland zurück, in gelungener Abmischung von Teilnehmer- und Beobachterperspektive. OSKAR PUTZER (Innsbruck) rückt dem alten, unausrottbaren Mentelel der Sprachgefährdung durch Kontamination zu Leibe, wenn er die Perspektiven des Deutschen in Südtirol eingehend analysiert. Auch hier wäre man dankbar gewesen, wenn die Herausgeber zumindest einen klärenden Hinweis auf die Differenzen zwischen der Situation des Deutschen in Südtirol und der Südbukowina gegeben hätten, da sich der Vergleich dank der ähnlich geschnittenen Zugänge von Putzer und LUCIAN TURCAS (Jassy) förmlich aufdrängt.

Der ausgedehnte Abschnitt zur „Literaturgeschichte und Kulturgeschichte“ beginnt mit einem programmatischen Aufriss von RALUCA RADULESCU (Bukarest), der die scheinbare Dichotomie zwischen Regionalität und Überregionalität produktiv auslotet. Seine Aufmerksamkeit gilt auch aktueller migrantischer Literatur in Deutschland (darunter Feridun Zaimoglu, Rafik Schami, Yade Zara), deren Frühwerk noch stark im Herkunftsmilieu verortet gewesen sei, während sich neuere Arbeiten in einer Art Kosmopolitismus verlören, wie Radulescu bedauernd feststellt.

Der kleinstädtische Raum der Habsburgermonarchie und des heutigen Europas bildet ein historisch und kulturell ergiebiges Forschungsfeld, wie seit gut 15 Jahren Historiker und Historikerinnen wie Hannes Stekl, Clemens Zimmermann und Katrin Keller in wichtigen Überblicken bewiesen haben. Kleinstädte verdichten Peripherie und Urbanität in besonderer Weise, es verknüpfen sich Verwaltungshandeln, Vereinswesen und sozio-kulturelle Offenheit wie Begrenzung zu anschaulichen Erfahrungsmustern. Dies belegen die von MARC SAGNOL (Paris) und VICTOR NEUMANN (Temeswar) den Städten Barow/Czortkow und Timisoara gewidmeten Miniaturen, worin sie die sprachliche und kulturelle Vielfalt kleinerer urbaner Zentren ausloten. Diese Spannungsfelder lassen sich auch in den einzelbiografischen Fokus nehmen, wie die Viten des Arztes Max Wittner und der zionistischen Feministin Klara Blum für die Jahre um 1925 verdeutlichen, die MARKUS WINKLER (Berlin) und NORA CHELARU (Jassy) aufbereiten, als Beispiele eines aufgeklärten, politisch unterschiedlich sozialisierten Judentums. Erst recht bietet die Biografie des Historikers Ferdinand von Ziegler (1829–1906), der in Tirol geboren, in Czernowitz lehrte, das Porträt einer Verflechtungsgeschichte, die KURT SCHARR (Innsbruck) detailliert aufbereitet, ein Ansatz des interregionalen Austauschs, wie ihn andere Beiträge leider nicht vertiefen, zudem ein subtiler Beitrag zur österreichischen Historiografie.

Die Illusion einer topografisch verorteten Heimat zeigt sich an der Biografie (MAGDALENA BACHMANN, Innsbruck) des Biochemikers Erwin Chargaff (1905–2002), dem der eigene Verlust von Heimat als Anlass diente, um diesen Ablösungs- und Deprivationsprozess in der Arbeit des Schreibens auszuloten.

Das Thema böte wieder einen Anlass zum Brückenschlag hin zum Beitrag von BARBARA SILLER (Innsbruck). Die Germanistin widmet sich dem Werk der 1997 verstorbenen Südtiroler Autorin Anita Pichler, deren Romane die Aporien eines ortsfesten Heimatbegriffs paradigmatisch ausloten. Pichlers Figuren widerstehen jedem Versuch der Beheimatung trotz intensiv erfahrener Herkunft, die Stoff für distanzierende Auseinandersetzung bietet, nicht aber Ansatzpunkte der Identifikation. Das Thema kehrt modifiziert wieder in der Arbeit der aus Südtirol stammenden, in Wien lebenden Schriftstellerin Sabine Gruber, deren Roman *Stillbach* (2011) sich LUTGI REITANI (Udine) eingehend vornimmt. Auch in Grubers Roman liegt in der Differenz zwischen Herkunft, Gegenwart und Zukunft, die ihre Frauenfiguren zwischen

Rom und Südtirol biografisch durchmessen, eine Herausforderung, die aber im zweifachen Strom von Erinnerung und Vergessen, für die der Ort Stillbach metaphorisch einsteht, letztlich versöhnend bearbeitet wird.

Es sind solche Beiträge, die vielfältige Ansätze zum Vergleich Bukowina–Tirol bieten würden, die aber leider unverbunden koexistieren. Zielführend wäre auch, für kleine mediale Produkte wie den in Tirol von 1980 bis 1995 erschienenen Gaismair-Kalender als Ausdruck politischen Dissenses und produktiver literarischer Entwürfe nach Analogien in Südosteuropa zu suchen, wofür der Beitrag von WOLFGANG HACKL (Innsbruck) eine gute Vorlage bietet. Das einfühlsame Porträt, das WOLFGANG WIESMÜLLER (Innsbruck) dem oberösterreichischen Autor Walter Pilar (1948–2018) widmet, schildert einen sprachlich wie in ästhetischen Formaten konventionsfreien Autor, der in Expeditionen nach Slowenien wie ins Baltikum das seit Laurence Sterne von Topoi befrachtete Genre der Reiseliteratur in befreiende Hybridität überführt, in deren Repertoire allerdings weder Tirol noch die Bukowina eingehen.

Es ist beeindruckend, wie viele analoge Themenstränge im Jahrbuch ausgezogen werden, deren Chancen aber ungenutzt bleiben. Die Parallelisierung von Themen, die ohne verbindende Perspektive aneinandergereiht sind, ist ebenso beeindruckend wie letztlich unbefriedigend. Das Jahrbuch bietet so das klassische Bild eines Steinbruchs mit zahlreichen Bausteinen, deren konstruktives Potenzial aber nicht einmal im Ansatz genutzt wird. Vergeblich sucht man nach einem analytischen Vergleich der Räume, nach systematischer Ausdifferenzierung der Leitbegriffe Kultur, Zentrum und Peripherien. So bleibt Bedauern über eine vergebene Chance des Vergleichs.

Der Band weist genau jene Fehlstelle auf, deren notwendige Bewältigung MARIA PROK in einer Rezension analoger Tagungsakten, *Raum – Region – Kultur* (hg. von Marjan Cescutti, Johann Holzner und Roger Vorderegger als Band 360 der Schlern-Schriften), positiv hervorhebt: Es sei den kundigen Vorworten zu verdanken, „dass das Buch nicht, wie Tagungsbände so oft, in nur lose miteinander verbundene[n] Einzelvorträge[n] zerfällt. Gleich am Anfang werden wesentliche Aspekte – seien es Definitionsprobleme oder theoretische, selbstreflexive Konzepte der Sozial- und Kulturwissenschaften – vorweggenommen, die in den Aufsätzen immer wieder aufgegriffen und kontextualisiert werden“ (579). Genau dieses Manko schwächt die gehaltvolle, aber auch ausladende Publikation zu „Kulturen an Peripherien“ in entscheidender Manier.

HANS HEISS, Brixen